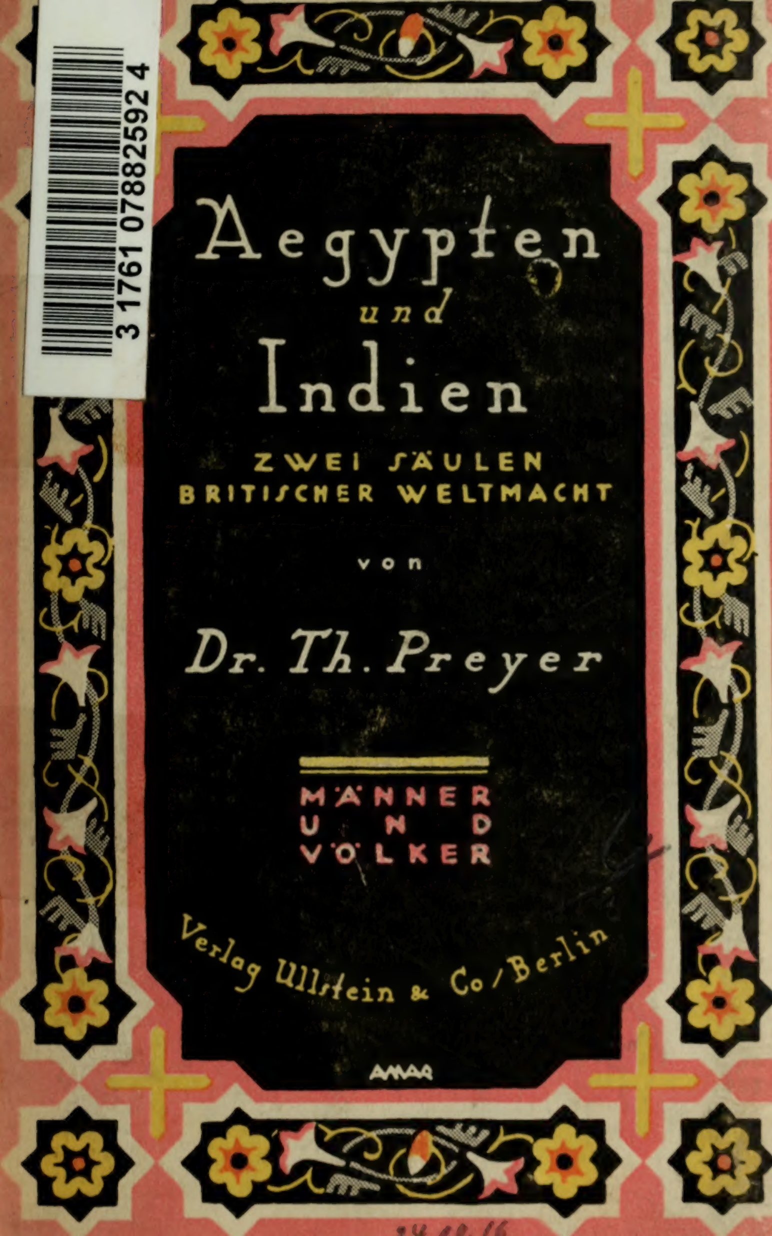
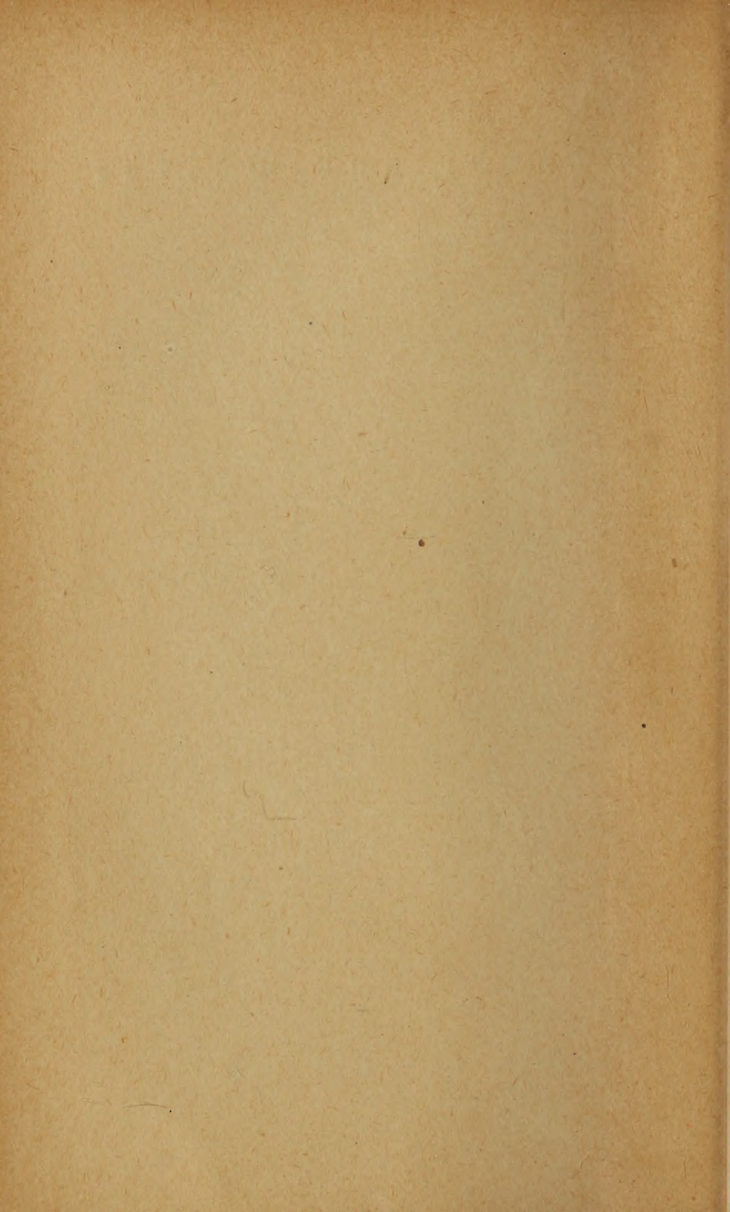

Aegypten
und
Indien
ZWEI SÄULEN
BRITISCHER WELTMACHT
von
Dr. Th. Preyer
MÄNNER
UND
VÖLKER
Verlag Ullstein & Co / Berlin

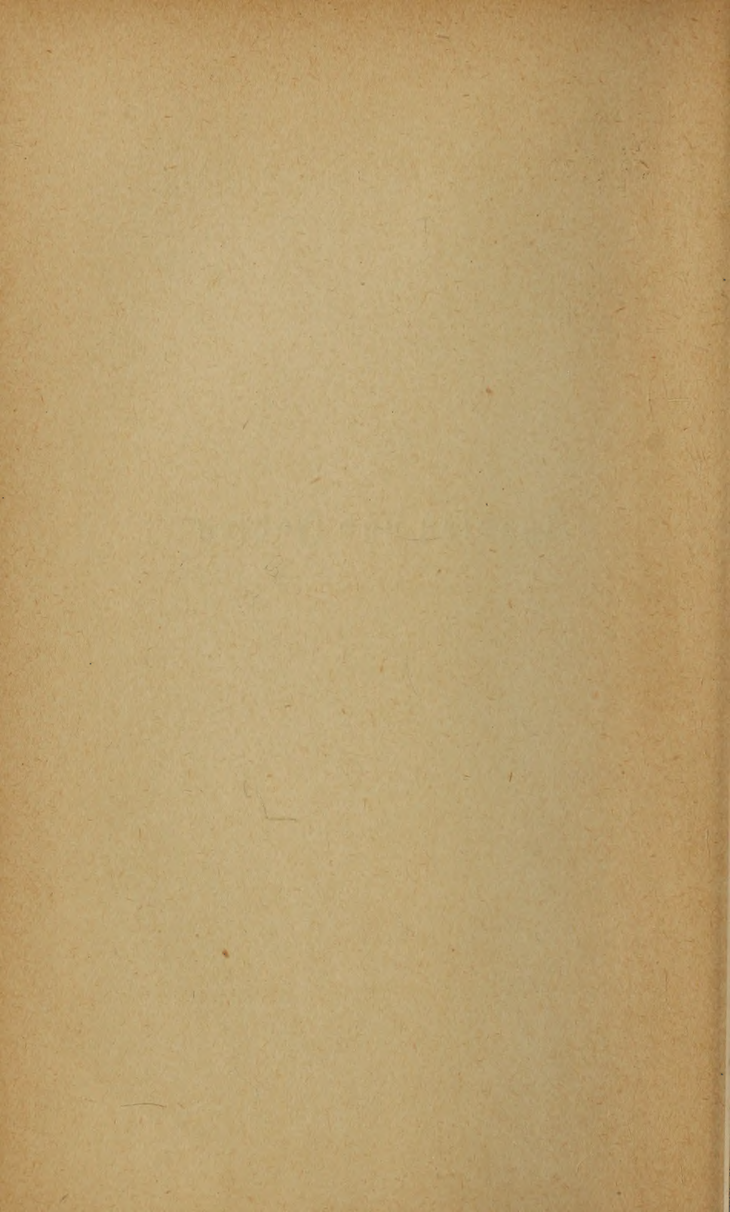




Männer und Völker



Ägypten und Indien



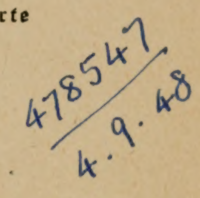
Ägypten und Indien

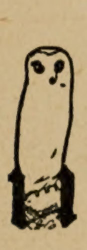
Zwei Säulen britischer Weltmacht

Von

Dr. Thierry Preyer
Konsul a. D.

Mit einer Übersichtskarte





1916

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Inhalt

Vorwort 13

Ziele und Hoffnungen britischer Imperialisten

Britanniens Machtzentrum 17
Der Seeweg ums Kap 34
Die Mittelmeer-Route 43
Asiatische Überlandwege 54
Zugangstraßen vom fernen Osten 61

Ägypten, Sinai und Suez-Kanal

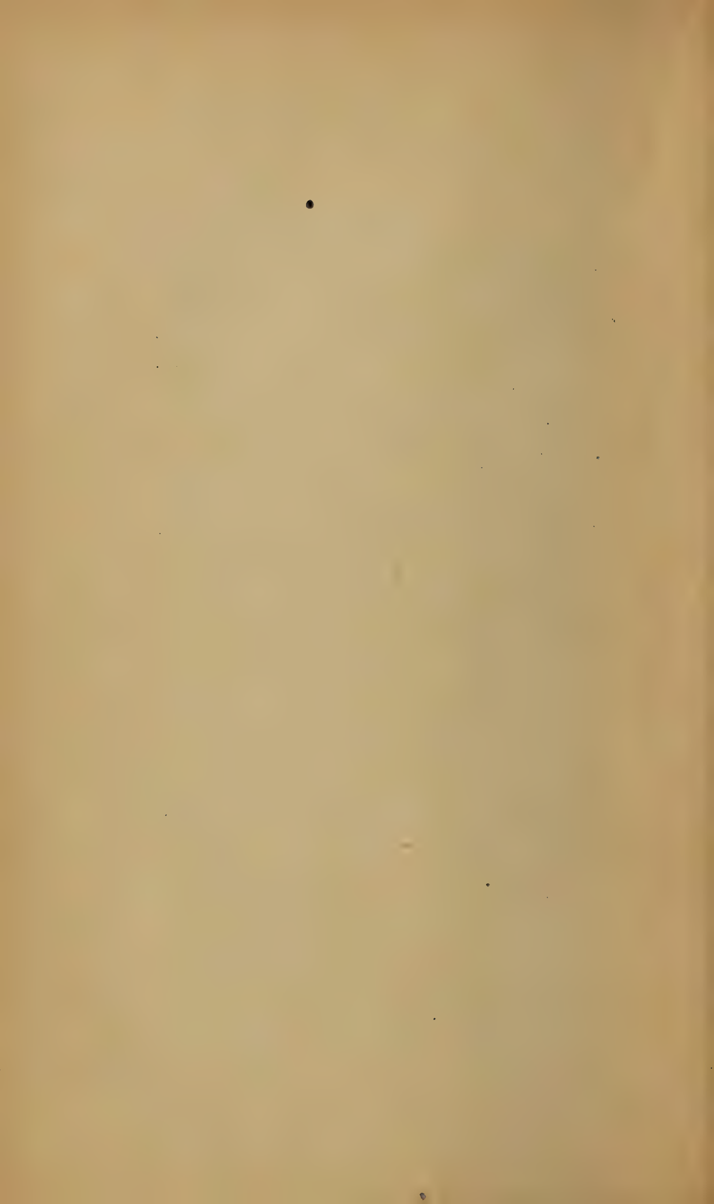
Die goldene Pforte dreier Erdteile 69
Koloniale Britencharaktere 85
Im Zeichen der Baumwolle 96
Der Geist des Mahdi 105
Sinai 116
Kanalsorgen 134

Indien

Fremdes Kaisertum 141
Nahrung oder Gold? 154
Ceylon, die Perle Indiens 162
Ein größeres Indien 168

Weltmachtdämmerung? 185

Zeittafel 205



Vorwort

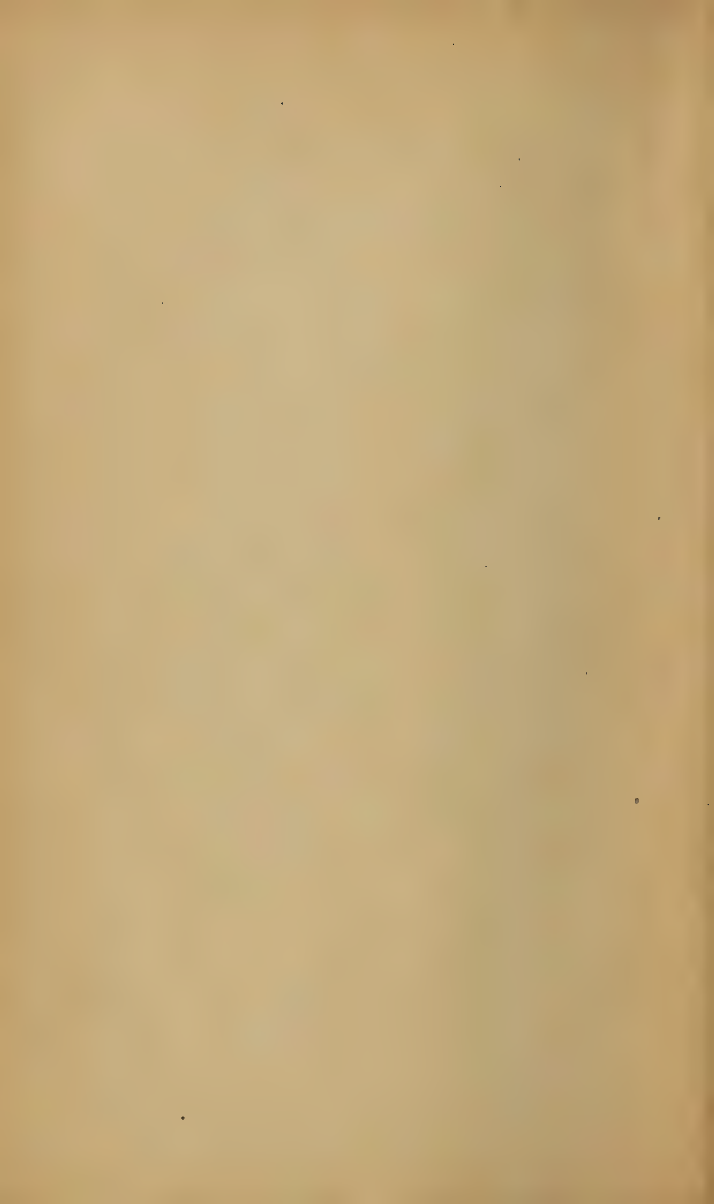
Langsam beginnt sich der durchscheinende Schleier zu lüften, der, vordem dichter als heute, orientalische Märchenschönheit, Pracht und Reichtum Asiens verhüllte. In grimmem Kampf liegt Jung-Siegfried mit dem greulichen Wurm, der tyrannisch-eifernd Indiens Wundergeheimnis bewacht. — Schier unerschöpfliche, von Natur nie versiegende Fruchtbarkeit, reicher als alles Gold — das ist Indiens Mysterium. Noch droht ihr Zerstörung von des Drachen Gift und Gier, solange er mit Faszinationsgewalt sie mißbraucht und beraubt. — —

Jahrzehntelang hat mich Ägyptens und Indiens Sonne beschienen, heimisch ist mir der Orient, drum wage ich's, einen Zipfel des Schleiers zu heben, der, die Struktur despotischen Weltmachtgebäudes zu verbergen, von unserem ärgsten Feinde tief herniedergezogen war.

Licht wird's im Osten!



Ziele und Hoffnungen britischer Imperialisten



Britanniens Machtzentrum

Zwei gewaltige Reiche erlebten im sechzehnten Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Ausdehnung und Machtentfaltung: im Westen das unter Karls V. Zepter vereinigte Deutschland und Spanien und dazu die weiten spanisch-amerikanischen Kolonien, im Osten das Osmanische Reich Solimans des Prächtigen, welches sich von Algier bis Mesopotamien, von den Karpathen bis Südarabien erstreckte. Zur selben Zeit entstand im Süden Asiens das damals in Europa noch sagenumwobene Reich des Großmoguls von Indien, welches im folgenden Jahrhundert den Gipfel seiner Macht erreichte.

Die 1556 erfolgte Abdankung Kaiser Karls V., die Vernichtung der gegen England zur Bestrafung seiner Seeräuberei entsandten Armada von hundertunddreißig Kriegsschiffen durch Sturm im Jahre 1588 sowie endlich der Dreißigjährige Krieg (1618—1648) beschleunigten den Niedergang von Spaniens Weltmacht.

Um die Herrschaft zur See und über See entstand ein mit Unterbrechungen jahrhundertelang andauernder Wettkampf zwischen drei neu auf-

strebenden Staaten: Holland, Frankreich und England.

Holland hatte anfangs die größten Erfolge. Es vertrieb die Portugiesen, die sich bereits an den afrikanischen und südasiatischen Küsten niedergelassen hatten, aus fast allen ihren Besitzungen, bedrohte die schon 1591 in Atchin (Sumatra) gelandeten Engländer, verjagte noch 1672 die Briten und Franzosen aus den indischen Gewässern und konnte sich in Indonesien, dem ursprünglich von allen Entdeckungsreisenden und Eroberern am meisten begehrten Gewürzlande, sowie in Ceylon und dem südlichen Vorderindien bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts halten. Das noch heute von Holland beherrschte indische Inselreich ist zwar an Ausdehnung kleiner, an Reichtum und Produktionskraft aber weit wertvoller als die verlorenen Kolonien.

Die Franzosen hatten nicht viel Glück bei ihren Unternehmungen in Indien. Sie besetzten eine Reihe von Punkten an den Küsten Vorderindiens, verloren die meisten bald wieder, besiegten zwar unter Führung des tapferen Dupleix 1745—1751 die Engländer, konnten aber infolge ungünstiger politischer Verhältnisse in Europa ihre Erfolge nicht ausnutzen und wurden schließlich von den

Briten unter Robert Clive endgültig aus Vorderindien herausgedrängt. Sie behielten hier nur einige unbedeutende Punkte: Pondichéry, Chandernagor, Karikal, Mahé, Yanaon. Erst im neunzehnten Jahrhundert erwarb Frankreich — mit Englands Erlaubnis — das in jüngster Zeit immer mehr sich vergrößernde Indochina.

Seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts machte die bereits im Jahre 1600 gegründete, von der Königin Elisabeth von England privilegierte East India Company durch eine geschickte Kombination von Gewalt und Intrige große Fortschritte. Sie begann schon die Holländer und Franzosen zurückzudrängen, als England durch Fehler seiner kolonialen und europäischen Politik in mehrere gleichzeitig in drei Erdteilen geführte Kriege verwickelt wurde. Trotz der bedeutenden, allerdings nicht organisch verbundenen Übermacht von Feinden, gegen welche die Briten allein zu kämpfen hatten — die neu-vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Spanien, Holland sowie in Indien der kühne Haidar Ali und die ihm verbündeten Fürsten —, siegten sie zur See und wußten zu Lande, mit Ausnahme des Gebietes der amerikanischen Union, ihren Kolonialbesitz zu behaupten.

Die Notwendigkeit, im Frieden zu Versailles 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika anzuerkennen, war ein schwerer Schlag für Englands bisher so erfolgreich wachsende Überseemacht; aber gerade dieses Ereignis bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in der britischen Kolonialpolitik. Von jetzt ab wurde in der Verwaltung und Behandlung der von Weißen besiedelten Kolonien einerseits, der nur von „Farbigen" bevölkerten Besitzungen andererseits ein scharfer Unterschied gemacht: Erstere erhielten jede nur mögliche Freiheit, Selbstverwaltung (so z. B. auch die Burenprovinzen in Südafrika) und geringe Steuerlasten; ihre Teilnahme an den Reichsausgaben für Heer und Flotte geschah mehr freiwillig als gezwungen. Die anderen Kolonien blieben wie bisher unter patriarchalisch-despotischer unmittelbarer Verwaltung der englischen Regierung, beziehungsweise der von ihr privilegierten Erwerbsgesellschaften oder eingesetzten Gouverneure, wurden mit Steuern und Abgaben, Frondiensten und Naturallieferungen jeder Art, soweit als irgend angängig, belastet und dienten, wie man offen anerkannte, in der Hauptsache der Bereicherung des Stammlandes. Kein Wunder, daß die weitere Entwicklung der beiden Arten von

Kolonien immer krassere Unterschiede zeigte! Für die Heimatsregierung wurden die von „Farbigen" bewohnten Besitzungen infolge ihrer hohen Tribute zu einem immer wichtigeren Machtfaktor, und die reichste Kolonie, Vorderindien, war schon gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Grundpfeiler britischer Macht.

Mit Scharfblick erkannte Napoleon Bonaparte diesen Zusammenhang, und er versuchte, wenn auch schließlich erfolglos, das als Inselreich unangreifbare England im Orient zu fassen. Nelsons Seesieg bei Abukir 1798 und die durch Englands Verbündete gegen Frankreich in Europa geführten Schläge zwangen Napoleon zu vorzeitiger Rückkehr. England vergaß das kühne Vorhaben seines gefährlichen Feindes nie — auf St. Helena mußte er es büßen.

Ruhig, scheinbar programmäßig ging die Ausdehnung der britischen Herrschaft in Indien weiter, zumeist auf friedlichem, wo nötig auch auf kriegerischem Wege. Feldzüge nach Birma 1824—1826, Afghanistan 1839—1842, der Krieg gegen die Sikhs 1845—1849, endlich der sehr schwer niederzuwerfende Sepoy-Aufstand 1857—1858 waren die wichtigsten militärischen Aktionen. Seitdem herrschte in Vorderindien Friede; Erhebungen von

größerer Ausdehnung sind nicht mehr vorgekommen, und die Grenzkriege berührten das Land selbst wenig. — 1877 dokumentierte Königin Viktoria von England auch äußerlich die Bedeutung des indischen Besitzes durch Annahme des Titels „Kaiserin von Indien".

Soweit die wichtigsten geschichtlichen Vorgänge in der Entwicklung des Anglo-Indischen Reiches. Und die Psychologie britisch-indischer Politik?

Es gibt nichtenglische Kolonialschriftsteller, die darin, ähnlich wie manche Biographen großer Dichter, Philosophen oder Staatsmänner in allen Werken und Handlungen ihrer Helden, viel mehr finden, als deren Urheber je selbst in sie hineinlegen wollten oder konnten. Die allmähliche Vergrößerung und der ganze Aufbau des Anglo-Indischen Reiches soll nach ihnen das Ergebnis eines genial entworfenen und meisterhaft von aufeinanderfolgenden Generationen großer britischer Staatsmänner befolgten Systems oder ausführlich festgelegten Planes sein, welcher nicht seinesgleichen in der Kolonialgeschichte der Erde hat. Und nun noch die in weiterer Zukunft zu erwartenden Ergebnisse dieses Systems — die Erde scheint fast zu klein, um sie zu fassen!

Es hieße die Engländer, auch ihre größten Staatsmänner, wie Pitt, Palmerston, Disraeli, Gladstone, König Edward VII. (Sir Edward Grey dürfte wohl nicht dazu zählen!), sehr überschätzen, wenn man eine solche Ansicht für richtig annähme. Gewiß hat jeder einzelne dieser Großen seine Prinzipien, seine den Zeitläuften entsprechenden Absichten und Wünsche auch in bezug auf Indien gehabt; aber abgesehen von dem jedem Engländer angeborenen Grundsatz vom alleinigen Interesse seines eigenen Landes, ob mit rechten oder unrechten Mitteln („right or wrong, my country!"), und von meist geschickter praktischer Anwendung der reichen Erfahrungen ihres Volkes in maritimen und überseeischen Dingen haben britische Staatsmänner sich wohl selten in ihren Taten — öfter allerdings in Reden — nach programmäßig aufgestellten Systemen gerichtet.

Die psychologische Analyse der anglo-indischen Entwicklungsgeschichte ist von anderen Grundlagen aus zu beginnen:

Natürliche Charaktereigenschaften des britischen Volkes — welche in gleicher Art allen selbständigen, aggressiv veranlagten Individuen eigen sind — unzähmbare Energie, Zähigkeit, an Waghalsigkeit grenzende Unternehmungslust, vor allem

aber zwei im Existenzwettstreit der Nationen wertvolle Besonderheiten, Opportunismus und scharf ausgeprägter Rassenegoismus, sind es, die Englands Größe begründen.

Über die erstgenannten Eigenschaften ist wenig zu sagen, sie waren und sind bei jedem expansiven, gesunden Volke, ganz besonders bei seefahrenden Nationen zu finden, und sie sind Vorbedingungen aller Erfolge.

Opportunismus, diese geschäftlich oft nützliche, aber allem Idealismus konträre Handlungsweise, ist zu einem Grundzug der britischen Übersee-Politik geworden. Die stets gehegten, aber wohlweislich geheim gehaltenen, womöglich in Reden abgeleugneten Absichten und Wünsche nach neuen Erwerbungen kommen nur dann zur Ausführung, wenn besonders günstige Gelegenheiten, geeignete politische Konstellationen sie erleichtern. Diese letzteren werden allerdings selbst oft erst durch Intrigen geschaffen, die britisches Gold und britische Agenten angezettelt haben. Militärische Gewaltmaßregeln vermeidet man soweit als irgend möglich, lieber wird mehr Gold geopfert und länger gewartet, bis eine „friedliche Eroberung" möglich wird. Aber Kriegsdrohungen werden gern und häufig mit Erfolg angewandt.

Wenn die Konjunktur ungünstig scheint — so versuchen die englischen Staatsmänner sie zu „wenden", ganz wie gewisse Geschäftsleute. Als Vorwände der britischen Intervention dienen entweder die fast auf jedem Punkte der Erde vorhandenen eigenen Handelsinteressen oder die „Wahrung der Menschenrechte".

Der Rassenegoismus, in seiner Wirkung der Wahrung allgemeiner Menschenrechte diametral entgegengesetzt, macht die britische Weltpolitik ausschließlich der unumschränkten Herrschaft der anglo-saxonischen Bevölkerung der Heimatinseln dienstbar. Der Charakter dieser Weltpolitik ist plutokratisch, ihr höchstes Ziel war und ist: Durch Reichtum zur Macht! Den Geldinteressen beugt sich sogar das Rassengefühl so weit, daß allzuoft die wirtschaftlich, gesellschaftlich und politisch untergeordnete ärmere Bevölkerung der britischen Inseln selbst unberücksichtigt bleibt. Nur wenn es den höheren Absichten paßt, kommt sie zur Geltung, wie bei der Rekrutierung im Großen Kriege.

Eine mit dem extremen Rassenegoismus in Verbindung stehende Eigentümlichkeit der Briten ist die zur zweiten Natur gewordene, ja oft autosuggestive Heuchelei, welche, wie im sozialen Leben, so in Religion, Rechtswesen und Politik hervor-

tritt. Der Stolz auf die eigene Rasse mit allen ihren Vorzügen ist so übermäßig entwickelt, daß sich ein Unfehlbarkeitsglaube herausgebildet hat, der sogar sichtbare Fehler und Mißerfolge als nicht vorhanden verdeckt. Aber auch der Mangel an Urteilsfähigkeit beim englischen Publikum und die durch Regierung und Presse — diesem Charakterzuge entsprechend — verbreiteten falschen Informationen spielen eine gewisse Rolle.

Wie oft auch fremde Völker der heuchlerischen Versicherung englischer Uneigennützigkeit und der Redensart von der „Beschützung kleiner Staaten" zu ihrem Schaden Glauben geschenkt haben, das lehrt die Geschichte. Doch wer weiß, ob der suggestive Zauber britischer Diplomatie nicht einmal seine Wirkung verlieren wird?

Das Ergebnis der englischen Politik ist eine stets hervortretende aggressive Neigung, eine politische Offensive. Im Gegensatz zu den ewig wiederholten offiziellen Versicherungen ist sie nie mit dem Besitzstand der Gegenwart zufrieden, sondern lauert immerwährend auf neue Beute. Englands politischer Offensivcharakter bringt es mit sich, daß es in jedem Staate, der sich ohne seine Mithilfe oder Erlaubnis vergrößert, also gleichfalls

offensiv und unabhängig entwickelt, einen Feind sehen muß — sei es, daß er schon an britischen Besitz angrenzt, sei es, daß er später ein Grenznachbar werden könnte. Je fester und zuverlässiger die wirtschaftlichen und militärischen Grundlagen eines solchen Staates sind und je unbestechlicher seine Staatsmänner, um so gefährlicher für die Briten. Nie vergeben sie einem fremden Herrscher oder Minister, der ihrem Reiche Schaden zugefügt hat — sein Untergang ist für Albions Wohl notwendig!

Am argwöhnischsten beobachtet England seit Jahrhunderten die See. Von Spaniens Flotten angefangen bis zum Ausbruch des großen europäischen Krieges wurde jede Großmacht, die es wagte, ihre Handels- oder Kriegsflotte über einen Bruchteil der britischen hinaus zu vermehren, von den Engländern zur See vernichtet. Zu Lande ließen die Briten von jeher lieber ihre Schlachten von verbündeten Völkern schlagen. Nur in den eigenen überseeischen Besitzungen zogen sie es aus Mißtrauen gegen etwaige fremde Intervention vor, ihre kampfgeübten englischen und schottischen Kerntruppen, trefflich modern bewaffnet und ausgerüstet, gegen die primitiven Heerhaufen farbiger Grenznachbarn oder Aufständischer zu verwenden.

Die Herrschaft über das Weltmeer und den Welthandel allein hätten jedoch das Britische Reich niemals zu der Machthöhe gebracht, die es im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts inne hatte. Handelsstaaten ohne auswärtigen produktiven Landbesitz haben nicht die nötigen Grundlagen dauernder Macht, das zeigten die Phönizier, die Hansa, die Republiken Genua und Venedig. Es fehlte ihnen die breite territoriale Expansion, das natürliche Wachstum an Bodenfläche und Menschen, ohne welche jedes Staatswesen bald degeneriert. Der durch den Handelsgewinn hereinströmende Reichtum kann die mangelnde nationale Wehrkraft auch durch Aufstellung fremder Söldnerheere nicht ersetzen.

So sehr England durch seine geographische Lage sowohl als durch die Neigung seiner Bevölkerung auf die See allein hingewiesen war, so ist doch gerade dieser Faktor, die Besetzung fremder, reicher Länder über See und ihre Ausnutzung im Interesse des Stammlandes, schon von Anfang an ein Grundsatz gewesen, der von den britischen Forschungsreisenden und Handelspionieren wie auch von der Regierung instinktiv befolgt wurde. Sein Motiv war höchst einfach: brutale Habsucht.

Mehrfach wurde den Engländern draußen über See selbst angst und bange vor der Riesengröße neuer Erwerbungen, aber schließlich siegten immer wieder die Habsucht und der unerschütterliche Nationalstolz, welcher die Herrschaft einiger Tausende von Briten über viele Millionen von Farbigen als etwas ganz Selbstverständliches ansah.

Als weiterer Grund für die Inbesitznahme von immer mehr Land, das wirtschaftlich weniger als strategisch von Bedeutung werden konnte, war für England die Erwägung maßgebend, daß andere, vielleicht einmal feindliche Mächte es besetzen könnten, wenn die britische Besitzergreifung dem nicht zuvorkäme. Demselben Zweck diente die Abgrenzung von Interessensphären in bisher unabhängigen Ländern, welche ebenfalls die Gefahr der Entwicklung von Handelsinteressen anderer Großmächte in solchen Grenzgebieten verhindern sollte.

Der Schwerpunkt von Britanniens Überseemacht lag bis zum Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg in den späteren Oststaaten der Union. Nach dem Verlust dieser Kolonien verschob sich das überseeische Machtzentrum Großbritanniens nach Ostindien, wo es, allerdings erst nach weiteren schweren Kämpfen, immer mehr gefestigt und ausgedehnt wurde. Der durch wirt-

schaftliche Gewaltmittel sich stetig vermehrende Goldstrom, welcher von Indien aus dem Stammlande zufloß, und die immer weiter von der vorderindischen Halbinsel aus strahlenförmig über drei Erdteile sich ausbreitende Kolonialherrschaft Englands hatten das Ergebnis, daß das durch Personalunion „auf ewige Zeiten" mit der Britischen Königskrone verbundene Kaiserreich Indien im neunzehnten Jahrhundert aus einem bloßen überseeischen zum absoluten Machtzentrum des Britischen Reiches wurde.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika entwickelten sich schnell, ganz im Stile der englischen Kolonisation durch Ausrottung der Urbewohner, gierige Ausbeutung der Naturschätze und Industrialisierung des Landes — aber frei und unabhängig vom ewig goldhungrigen England. Daher blieb der neue Staatenbund im Besitz der selbst erworbenen Kapitalien, und trotz des anfänglich allzu leichtsinnigen Raubbaues gedieh die Union immer mehr dank ihrer enormen inneren Ertragfähigkeit und der Intelligenz ihrer durch deutsche und skandinavische Einwanderer verbesserten Rasse.

Ostindien entwickelte sich anders — aber darüber später.

Nach den schlimmen Erfahrungen in Nordamerika hatten die Engländer erklärlicherweise die Besorgnis, daß auch andere Kolonien früher oder später nach Unabhängigkeit streben oder von fremden Mächten angegriffen werden würden. Es trat infolgedessen ein bis dahin in der rein aggressiv wahllos auf den Erwerb aller wertvoll scheinenden Länder gerichteten britischen Kolonialpolitik ein neuer Zug auf: das Bestreben nach strategischer Sicherung der Besitzungen, vor allem des Machtzentrums Indien.

Diese Sicherung Indiens wurde zunächst im Innern durch eine straffe, despotische Organisation der Verwaltung zu erreichen gesucht. Jede Revolte wurde mit äußerster Strenge unterdrückt und aufrührerische Elemente am liebsten durch Verbannung unschädlich gemacht. Die Ausgestaltung des Verkehrswesens, der Eisenbahnen, Dampfschiffverbindungen und Telegraphenlinien, neuerdings des Automobilverkehrs, für welche die Engländer infolge des zwiefachen hohen Nutzens für Handel sowohl als militärische Zwecke von jeher volles Verständnis gezeigt haben, trug wesentlich dazu bei, die Beherrschung der völlig indolenten Bevölkerung Indiens zu erleichtern.

Weiter wußte die englische Regierung durch ihre Steuer- sowohl als Handelspolitik die Inder dauernd in gänzliche Abhängigkeit niederzudrücken, die allerdings in manchen Provinzen Extreme der Armut, ja Existenzunfähigkeit erreichte, welche den Regierenden selbst nicht erwünscht sein konnten. Auch geistig wurde das Volk auf möglichst niederer Stufe gehalten, um nicht intelligenten Feuerköpfen mit ehrlich gemeinten modernen Ideen von Menschenrechten Gelegenheit zu gefährlicher agitatorischer Tätigkeit zu geben.

Ebenso wichtig wie die innere war jedoch die äußere Sicherung des Indischen Reiches. Sie geschah in zweckentsprechender und wahrlich großartiger Weise durch Besetzung von Etappenpunkten und Interessengebieten an allen Zufahrtstraßen zur See und, soweit möglich, zu Lande, welche nach Indien führen. Kein privater oder sonstiger Transport, sei es in friedlicher oder kriegerischer Absicht, sollte den indischen Boden ohne vorherige Passierung wohlbefestigter britischer Militär- oder Marinestationen erreichen können. Ein solches ausgedehntes Netz von Vorposten war der beste Schutz gegen alle etwaigen feindlichen Angriffe auf das britische Machtzentrum.

Aus dem ursprünglichen Hauptzweck der Sicherung Indiens und der Besetzung und Sicherung von Etappenstationen auf allen Zufahrtstraßen entwickelte sich bald von selbst ein neues Ziel, das als bisheriges Ideal der Briten ihrer Weltpolitik im neunzehnten und im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ihr Gepräge verlieh: Der Wille zum Aufbau und zur Beherrschung eines zusammenhängenden asiatisch-australisch-afrikanischen Reiches, welches, als Ganzes unangreifbar für Feinde und unerschöpflich an Ergiebigkeit, dem Stammlande dauernd eine Quelle unermeßlichen Reichtums wäre.

Der Seeweg ums Kap

Über dreieinhalb Jahrhunderte hindurch, von 1498 bis 1860, verfolgten die von Westeuropa nach Ostindien fahrenden Schiffe ausschließlich den Seeweg entlang der westafrikanischen Küste, um das Kap der Guten Hoffnung und dann an Afrikas Ostküste vorbei nach Ceylon und der indischen Halbinsel. Als erster hatte der Portugiese Vasco da Gama diesen Seeweg zurückgelegt und dadurch eine vom Levantehandel unabhängige Verbindung mit dem Gewürzlande hergestellt. Schon vor da Gamas Reisen hatten die Portugiesen die Küstenstriche West- und Südafrikas besetzt, nun folgten Ostafrika, die West- und Südküste Vorderindiens, Ceylon und eine Reihe malaiischer Inseln.

Aber schon vor Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verloren die Portugiesen in Südasien sowohl als in Afrika eine Kolonie nach der anderen an die Holländer und die anfangs mit diesen gemeinsam vorgehenden Engländer. Nur die Hälfte von Timor in Indonesien, Macao in China, Goa und Diu in Vorderindien, Mozambique in Ost- sowie Angola in Westafrika, endlich die Inseln von Cabo Verde nahe der westafrikanischen Küste

sind die Reste des alten portugiesischen Kolonial-reiches. —

England hatte keine leichte Aufgabe vor sich, als es gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts daran ging, sich den Seeweg ums Kap für seinen Handel sowohl als strategisch zu sichern. Es besaß bis dahin nur einige Niederlassungen in Westafrika und die Insel St. Helena, welche bereits 1673 von der East India Company besetzt worden war.

Zunächst waren für Englands Zwecke die politischen Beziehungen zu Spanien und Portugal von großer Wichtigkeit. England spielte hier im neunzehnten Jahrhundert mit Erfolg die Rolle des wohlwollenden großen Freundes und Beschützers, soweit es sich für die beiden Staaten um europäische Fragen handelte. Den Verlust der letzten Besitzungen Spaniens in Amerika versuchte das britische Wohlwollen allerdings nicht zu hindern.

Spaniens weitere Ausbreitung an der marokkanischen Atlantikküste, etwa südlich bis zur Rio de Oro-Kolonie, paßte den Briten nicht. Daher schoben sie dort das leichter lenkbare Frankreich vor, welches zudem infolge seiner Eroberungspolitik in dem wirtschaftlich noch lange nicht nutzbaren Innern Marokkos auf Jahre hinaus in Anspruch genommen war.

Als schwere, absichtliche Bedrohung des langen Seeweges sowohl als der noch viel wichtigeren Mittelmeer-Route nach Indien faßte England die deutschen Bestrebungen in Marokko auf. Die mit der Marokko-Konferenz verbundenen britischen Intrigen bezweckten ursprünglich nur die Verhütung dieser vermeintlichen Gefahr. Die Abtretung eines Inlandstreifens tropischen Waldlandes der französischen Kongo-Kolonie an Deutschland hatte demgegenüber für England weniger Bedenken!

Das Verhältnis Großbritanniens zu Portugal mußte Rücksicht nehmen einerseits auf den Hafen Lissabon, der für britische Schiffahrt stets offenbleiben sollte, und andererseits auf die immer noch ziemlich ausgedehnten alten portugiesischen Besitzungen in Afrika.

Öfters sprach man in kolonialen Kreisen von einer Abmachung zwischen Deutschland und England, den Grenznachbarn Angola's und Mozambiques, von einer gemeinsamen Aufteilung der portugiesischen Besitzungen in Interessensphären, ja sogar von einer bevorstehenden beiderseitigen Inbesitznahme dieser Gebiete. Als Vorwand sollten die in englischen Tageszeitungen zweckentsprechend in grellen Farben geschilderten „Mißstände" der dortigen Verwaltung dienen. Aber abgesehen da-

von, daß die deutsche und englische Politik innerlich schon seit über einem Jahrzehnt auf dem Kriegsfuß standen und jeder deutsche Machtzuwachs über See von den Briten soweit als möglich, sei es offen oder heimlich, bekämpft wurde, veränderte sich auch die innerpolitische Lage in Portugal durch Verjagung des England ergebenen Königs Manuel. Erst mußten Gold und Agenten in der jungen Republik allmählich eine neue englandfreundliche Partei schaffen und ans Ruder bringen, ehe an die Ausführung weitergehender kolonialer Absichten im englischen Interesse gedacht werden konnte. Aber diese Pläne waren nicht aufgegeben, nur vertagt; die Beschlagnahme deutscher Schiffe in allen bis dahin „neutralen" portugiesischen Häfen ist ein deutliches Zeichen dafür, wie erfolgreich wieder einmal britische „politische Argumente" in Lissabon zur Geltung gekommen sind.

Ganz den Wünschen Englands entsprechend, entwickelte sich die auf der politischen Karte Afrikas so buntscheckige Guineaküste, an der nebeneinander Frankreich, England, die unabhängige kleine Negerrepublik Liberia, Deutschland, Spanien und Portugal mit schmalen Küstenstreifen aneinandergrenzen. Daß Deutsch-Togo und Kamerun im Großen Kriege

den Engländern oder ihren französischen Verbündeten zufallen mußten, wenn auch Kamerun erst nach erstaunlich hartnäckigem Widerstand, das war für England selbstverständlich.

Von den Westafrika vorgelagerten Inseln sind die portugiesischen Besitzungen Madeira, die Inseln vom Grünen Vorgebirge und Sao Thomé und Principe sowie die spanischen Kanarien und Fernando Po bisher sonderbarerweise noch nicht britisch; ohne Zweifel sollten sie Objekte künftiger, vielleicht finanzieller Transaktionen Englands mit den beiden iberischen Staaten bilden.

Ascension und St. Helena, zwei winzige Felseneilande inmitten des Atlantischen Ozeans, beides wichtige britische Flottenstützpunkte, Kabel- und Funkspruchstationen, dürfen als Etappenpunkte für den Seeweg ums Kap nicht vergessen werden.

Das Kap der Guten Hoffnung selbst, nacheinander von Portugiesen, Holländern und während der französischen Revolutionskriege von den Engländern besetzt, bildet mit der heutigen Großstadt Capetown die wichtigste Station des langen Seeweges nach Indien. Gleichzeitig wurde die Kapkolonie zum Ausgangspunkt eines besonders an Mineralschätzen überaus ergiebigen, sich gegenwärtig bis nach Zentralafrika erstreckenden Kolo-

nialreiches. Es lieferte nicht nur dem britischen Kronschatz den bisher größten Diamanten der Erde, sondern ist auch britischer Überseemacht und Geldmacht eine neue feste Stütze geworden.

Langsam, aber dauernd mußten die zahlreichen Nachkommen der alten holländischen Kolonisten vor den englischen Angreifern, die im neunzehnten Jahrhundert von der Küste aus nach dem Innern vordrangen, zurückweichen. Erst nach der Jahrhundertwende (1902) war das Schicksal der zähe ihren der Wüste abgerungenen Kulturboden verteidigenden Buren endgültig entschieden. Der schwere Kampf war für Englands beste Truppen und erfahrenste Feldherren eine harte Probe. Er hätte vielleicht ganz andere, viel schlimmere Folgen für das Britenreich gehabt, wenn die europäischen Großmächte nicht so ruhig und interesselos England hätten gewähren lassen. Umsonst klagte das kleine Holland über die Vergewaltigung seiner Stammesbrüder — die für manchen europäischen Großstaat günstige Gelegenheit zum Ausgleich alter Rechnungen mit England verstrich ungenutzt.

Die Buren wurden Untertanen Großbritanniens, und mit gewohnter Geschicklichkeit wußte England in knapp einem Jahrzehnt die ehemals grimmigen Feinde in loyale, treue Anhänger zu verwandeln —

so vollendete es die friedliche Eroberung Südafrikas.

Keinen fremden Besitz in der Nähe der Kapkolonie und der südafrikanischen Goldminen zu dulden, war für die britische Politik ein unbedingtes Erfordernis. Welch höchst unangenehme Überraschung war es für sie, als Deutsch-Südwestafrika plötzlich in Konkurrenz mit Kimberley große Mengen Diamanten und gleichzeitig auch Kupfer produzierte! Hatten doch die Engländer die zuvor wertlosen Namaqua- und Herero-Wüsten längst als für Deutschland überflüssiges Tauschobjekt betrachtet, welches sie, etwa nach dem Muster des Helgoland-Vertrages, einmal billig erwerben zu können glaubten, um Britisch-Südafrika abzurunden. Statt dessen erreichten sie ihr Ziel noch einfacher durch gewaltsame Eroberung während des Großen Krieges — aber ihre Besitzesfreude kann nur von kurzer Dauer sein.

Die ursprünglich von kriegerischen Negerstämmen bewohnte ostafrikanische Steppe, das noch heute dank trefflich ausgebildeter Negertruppen unter tapferer Führung deutsche Ostafrika, schien ebenfalls anfangs wenig wert. England hatte nur Interesse an einer Beschränkung der deutschen Küsten-

linie am Indischen Ozean, die übrigens auch durch das britische Sansibar wirksam beherrscht wurde, sowie an dem fruchtbaren, an Britisch-Ostafrika angrenzenden Äquatorialgebiet. Letzteres fiel durch den deutsch-englischen Vertrag von 1890 an England.

Die im Indischen Ozean der Ostküste Afrikas vorgelagerten Inseln sind sämtlich englisch oder französisch; zu den ersteren zählen Mauritius, Rodriguez, die Amiranten und Seychellen, zu den letzteren Madagaskar, Réunion und die Komoren. Eines unterwürfigen, bedingungslos folgsamen Frankreichs scheint England schon seit den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sicher gewesen zu sein, sonst hätte es weder das Zustandekommen des großen französischen Kolonialreiches in Nordafrika noch die Besetzung Madagaskars gestattet.

Der innere Grund dieser Folgsamkeit der Franzosen war zweifellos die geschickte Ausnutzung und öftere Wiederbelebung der im Herzen des französischen Volkes seit nunmehr vier Jahrzehnten glimmenden Revanche-Idee gegen Deutschland sowie der — jetzt so schmählich getäuschten — Hoffnung, daß diese Revanche mit Englands Hilfe gelingen werde.

Welch große Bedeutung dem alten Seeweg ums Kap trotz seiner Länge von rund elftausend Seemeilen (etwa vierzig Tagen Dampferfahrt) für die Sicherung der Verbindung Englands mit Indien auch in der Gegenwart zukommt, hat sich deutlich während des Großen Krieges infolge der durch unsere Unterseebootstätigkeit im Mittelmeer notwendig gewordenen Sperrung des Suez-Kanals gezeigt. Noch mehr würde künftig jede fremde Herrschaft über den Kanal und Ägypten den langen Seeweg für Großbritannien unentbehrlich machen. Die britischen Etappenstationen auf diesem Wege sind vorzüglich gewählt, und — vorausgesetzt, daß nicht eine stärkere Macht sie einmal unterbricht — ist die Zufahrtstraße ums Kap der Guten Hoffnung praktisch vollkommen britisches Eigentum.

Die Mittelmeer-Route

In einer Zeit, als England seine Übersee-Politik noch nicht auf die Sicherung der Zugangstraßen nach Indien spezialisiert hatte, und lange bevor das Mittelmeer durch die Vollendung des Suez-Kanals der wichtigste von allen Seewegen nach Osten wurde, erwarb Großbritannien in dem auf den Spanischen Erbfolgekrieg folgenden Frieden zu Utrecht im Jahre 1713 einen der wichtigsten maritimen Stützpunkte Europas: Gibraltar. Charakteristisch für die Methoden englischer Diplomatie war hierbei, daß der neue Besitz eine Kompensation für Englands Anerkennung Philipps V. als König von Spanien war; jedoch wurde damit die Bedingung verknüpft, daß niemals Frankreichs und Spaniens Königskronen vereinigt werden sollten. Schon zuvor, während des Erbfolgekrieges, hatte England sich geweigert, Karl VI. von Habsburg, Kaiser von Deutschland, als König von Spanien anzuerkennen, denn ein neues deutsch-spanisches Weltreich wie das Karls V. wäre für Britanniens aufstrebende Seemacht eine schwere Gefahr geworden. Der Grund der Erwerbung Gibraltars war wohl damals der Wunsch, den Levantehandel nach Nord-

europa kontrollieren zu können, aus welchem zu jener Zeit Holland großen Gewinn zog. Gibraltar wurde allmählich zu einer für frühere Begriffe uneinnehmbaren Festung ausgebaut.

Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war Englands Interesse am Mittelmeer gering. Erst der Feldzug Napoleons nach Ägypten und Syrien und seine weitergehenden Angriffspläne gegen Indien öffnetèn den Briten die Augen über die Möglichkeit eines kürzeren Weges nach ihren indischen Besitzungen. Die Idee einer Durchstechung der Landenge von Suez wurde gerade in jener Zeit bereits lebhaft diskutiert und von englischen Sachverständigen für ausführbar erklärt. Eine solche Eventualität war ein Grund mehr für England, sich die Mittelmeer-Herrschaft zu sichern.

Erschwert wurde eine derartige Absicht durch die geographische Lage dieses Binnenmeers, welches die Küsten mehrerer südeuropäischer Großmächte bespült. Trotz angestrengter Bemühungen gelang es England, außer dem nun überaus wichtig gewordenen Gibraltar nur noch wenige andere Flottenstützpunkte in seinen Besitz zu bringen: Malta (gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts), Cypern (1878), vorübergehend die später wieder an Griechenland abgetretenen Jonischen Inseln.

Die britische Diplomatie mußte die strategische Schwäche Englands im Mittelmeer durch Dienstbarmachung fremder Machtmittel verstärken, und meisterhaft hat sie es verstanden, vor allem, wie bereits zuvor erwähnt, Frankreich als getreuen Vasallen zu gewinnen. Auch Spanien, zeitweise Griechenland, ja sogar heimlicherweise das bis vor kurzem „offiziell" dem verhaßten Dreibund verbündete Italien wurden Englands Parteigänger.

Spanien erlebte allerdings wenig Freude von der britischen Freundschaft. Die von ihm begehrte Ausdehnung seines nordmarokkanischen Besitzes mußte unterbleiben, da England für die Sicherheit Gibraltars die französische der spanischen Herrschaft im Moghreb vorzog.

Griechenland erfuhr je nach der schwankenden Volksstimmung in England eine recht ungleichmäßige Behandlung. In seinem Unabhängigkeitskrieg gegen die Türkei (1821—29) wurde es seitens der Briten kräftig gestützt. Dagegen wurde der 1833 auf den griechischen Thron gekommene König Otto aus bayrischem Königsgeschlecht 1862 infolge englischer Wühlereien abgesetzt. Nach Ablehnung der Königswahl seitens eines britischen Prinzen wurde der mit dem englischen Königshause verwandte Dänenprinz Georg zum König von Griechen-

land gewählt. Eine schwere Enttäuschung war für die Briten die Weigerung seines Nachkommen, des jetzigen Königs Konstantin, aus seiner Neutralität herauszutreten und sich dem Vierverband anzuschließen. Er hat sich durch seine korrekte Haltung das Wohlwollen Englands für immer verscherzt.

Italien gehört erst seit der neuesten Zeit zum Gefolge Englands. Zur Belohnung erhielt es 1911 die Erlaubnis von Großbritannien, sich Tripolitanien zu erobern, ein wahres Danaergeschenk, welches mit endlosen Kämpfen gegen die wilden Saharastämme und mit einem Kriege gegen die Türkei verknüpft war. Daß übrigens diese Erlaubnis Englands nicht aus Achtung vor dem Dreibund, sondern nur gegen heimliche Zusicherungen Italiens gegeben wurde, das wußte man im benachbarten Ägypten in diplomatischen Kreisen schon damals. Jetzt ist der teuer erworbene Besitz für Italien schon wieder verloren.

Frankreich endlich, der zuverlässigste Trabant, durfte zu dem bereits 1830 eroberten Algerien 1881 Tunis, gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts die ganze Westhälfte der Sahara, schließlich auf Grund des Vertrages von 1904 Marokko besetzen. Der Preis für dieses letztere Geschenk Englands, ein noch heute nicht ganz erobertes, bisher unab-

hängiges Land, dessen endgültigen Besitz Frankreich erst 1911 von Deutschland noch einmal erkaufen mußte, war 1904 schon allzu hoch: der definitive Verzicht auf alle französischen Interessen am Nil, auf Ägypten sowohl als auf das vom kühnen Oberst Marchand im Jahre 1898 vor Kitcheners Ankunft am Nilufer durch Flaggenhissung besetzte Faschoda (jetzt „Kodok" genannt). Dieser Vertrag war ein trauriges Zeichen für alle sehenden Männer in Frankreich, die nicht von der unglücklichen Revanche-Idee hypnotisiert oder von Britengold bestochen waren, wie tief Englands Einfluß ihr Vaterland erniedrigt hatte!

Der Zweck von Englands freundschaftlich scheinender Politik gegenüber den südeuropäischen Staaten war, abgesehen von sonstigen lokalen oder in europäischen Fragen liegenden Gründen, stets die Sicherung der Mittelmeer-Route nach Indien unter britischer Kontrolle. Kurz vor Kriegsausbruch übertrug England sogar offiziell der französischen Flotte die Bewachung des ganzen Mittelmeeres — wahrlich ein bedeutsames Vertrauenszeichen!

Wichtiger und dabei gefährdeter als alle anderen Punkte des mediterranen Seeweges ist für England der Suez-Kanal.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen den Willen Großbritanniens von Franzosen unter bedeutenden technischen Schwierigkeiten erbaut, vor einer glänzenden, von Napoleon III. und der bezaubernd schönen Kaiserin Eugenie geladenen Versammlung von Souveränen und Prinzen aller Großmächte eröffnet, schien der Kanal anfangs französischer Gloire und Macht neuen Glanz zu verleihen. Aber — Napoleon war zwei Jahre danach entthront, und England verstand sein Geschäft: Eine hilfreich, aber dringend dem verschwenderischen Khediven Ismael von Ägypten angebotene Sanierung seiner unhaltbaren Finanzlage brachte bei prompter Durchführung durch das Haus Rothschild in London fast die Hälfte (176 602 Stück Aktien) des Aktienkapitales der Suez-Kanal-Kompanie in den Besitz der britischen Regierung. Die an der Majorität fehlenden Aktien sind längst sicheres Eigentum Englands, so daß Frankreich auf diese Weise nicht nur die Herrschaft über sein eigenstes Werk, den Kanal, sondern auch über sein noch darin investiertes Kapital verloren hat.

Mehr brauchte England zunächst nicht, die Verwaltungsbeamten des Kanals durften ruhig Franzosen sein — unter britischer Kontrolle —, diese

kleine Gefälligkeit konnte man Frankreich bewilligen. Strategisch war der Kanal ja sowieso in der Hand der Engländer in Ägypten.

Seit dem Mißerfolge Napoleon Bonapartes im Nillande erwogen britische Staatsmänner immer wieder die eventuelle Besetzung Ägyptens; dann wieder vertagten sie diese Frage oder ließen sie fallen; andere Politiker regten sie nochmals an — kurz, in der ägyptischen wie auch in den sonstigen zwischen England und der Türkei schwebenden und neu auftauchenden Fragen war eine zu der übrigen so erstaunlich folgerichtig sich entwickelnden auswärtigen Politik sonderbar kontrastierende Unsicherheit und Ziellosigkeit zu bemerken.

Allzuoft und gar zu deutlich haben die Osmanen und die ganze mohammedanische Welt Beweise der von Grund aus feindseligen Gesinnung Albions erhalten. Weder vereinzelte ostentativ geleistete Freundschaftsdienste noch Gold und Intrigen konnten im nahen Orient wieder gut machen, was die Taten Englands geschadet haben.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bewog Großbritannien die Türkei zur Teilnahme an dem zweiten Koalitionskrieg gegen das Napoleonische Frankreich; zwanzig Jahre später unterstützte es jedoch die griechischen Unabhängigkeitsbestre-

bungen gegen die Osmanen, vernichtete 1827 die türkisch-ägyptische Flotte bei Navarin, begünstigte 1830 die französische Eroberung des mohammedanischen Algeriens, führte 1839—42 Krieg gegen die ebenfalls mohammedanischen Afghanen. Wiederum half es 1839 den Türken gegen die Invasion des kühnen ägyptischen Eroberers Ibrahim Pascha und rettete Ägypten für die türkische Suzeränität — denn ein unabhängiges Ägypten wäre doch bedenklich gewesen. Auch der Krimkrieg sah England auf seiten der Türkei. Nach dem Berliner Kongreß mußte sie jedoch 1878 dem mit Bismarcks Regelung der Balkanfragen höchst unzufriedenen Großbritannien als Kompensation Cypern überlassen. Wieder folgte 1879 ein Krieg gegen Afghanistan. Frankreich besetzte mit britischer Zustimmung Tunesien ohne jede Rücksicht auf die türkischen Interessen, und 1882 kam einer der schwersten Schläge für das Osmanische Reich: die „vorläufige" Besetzung Ägyptens durch die Engländer, mit dem später noch oft wiederholten Versprechen, es bald wieder zu räumen. 1896/97 wüteten in Kreta Aufstände gegen die Türken, und diese Bewegungen sowohl als der später erfolgte Anschluß der Insel an Griechenland waren englischen Intrigen zu verdanken.

Die Wiedereroberung des ägyptischen Sudans 1896—99 war wieder durch eine Demütigung des türkischen Prestiges bezeichnet, denn obwohl die Provinzen am oberen Nil nominell der Oberhoheit des Khediven unterstellt wurden, hatte keine ägyptische Regierungsbehörde dort irgendwelche Machtbefugnisse. Der Generalgouverneur und alle höheren Beamten und Offiziere im Sudan waren Engländer, die Verwaltung war die einer britischen Kolonie, und die britische Flagge wehte neben der ägyptischen.

Schmerzlich empfanden die Türken auch die den Franzosen durch den Vertrag von 1904 eingeräumte Freiheit zur Eroberung weiter mohammedanischer Gebiete im Westen.

Eine schwere Krise entstand 1906 zwischen England und der Türkei. Unter dem Vorwand seitens der Türken geschehener Grenzverletzungen auf der Sinai-Halbinsel forderte England eine völlig unberechtigte Verschiebung der ägyptisch-türkischen Grenzlinie nach Osten. Es geschah in der heimlichen Absicht, den Suez-Kanal besser zu schützen. Vergebens erbat Sultan Abdul Hamid die Unterstützung der Großmächte. Die Akaba-Frage, wie der Konflikt genannt wird, endigte mit der Abtretung eines breiten Landstreifens an Ägypten, nachdem sie beinahe zum Kriege geführt hatte.

Aber es kam später noch schlimmer: Italien eroberte mit Englands Einverständnis Tripolitanien, die Balkankriege brachten das neue Osmanische Reich an den Rand des Verderbens, und Englands und Rußlands gleichgerichtete Pläne gedachten der im Großen Kriege den Zentralmächten sich verbündenden Türkei den Todesstoß zu versetzen — das Kriegsglück entschied anders!

Das nie geräumte, jetzt im Kriege auch offiziell zur britischen Besitzung erklärte Ägypten entwickelte sich in den ersten Jahren nach der Okkupation nur wenig. Erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre trat ein allmählicher, bald schneller werdender Aufschwung ein, welcher der alleinigen Tätigkeit eines Mannes vom vornehmsten Typus britischer Prokonsuln zu verdanken war: Lord Cromer. Er machte Ägypten zu dem, was es heute ist, zu einer Säule britischer Weltmacht, einer der dichtest bevölkerten und ertragreichsten Kolonien der Erde. Der Besitz des Niltales hat für England eine Bedeutung gewonnen, die weit über die ursprünglich mit seiner Besetzung verbundene Absicht, die Beherrschung des Suez-Kanales und die Sicherung der wichtigsten Etappe der Mittelmeer-Route nach Indien, hinausgeht.

Der fernere Verlauf dieser Route, von Suez längs der britischen Sinai-Küste, sodann zwischen Arabiens West- und der ägyptischen Ostküste, ist weiter südlich durch die englischen Kamaran-Inseln Perim und Aden bezeichnet. Die italienische Kolonie Erythräa und die kleinen französischen und italienischen Kolonien an der Somali-Küste waren als Eigentum freundlich gesinnter Mächte unbedenklich. Britisch-Somaliland und das britische Sokotra dienen als Reservestützpunkte für etwaigen Bedarfsfall. Sonst liegt keine nichtbritische Besitzung mehr auf dem Wege nach Indien, welches von London aus über Paris—Brindisi in neunzehn Tagen, zur See über Lissabon in siebenundzwanzig Tagen zu erreichen ist.

Asiatische Überlandwege

Vor der Entdeckung der Route ums Kap der Guten Hoffnung ging die gesamte Einfuhr der hochgeschätzten Erzeugnisse Indiens nach Europa auf dem Landwege über Belutschistan—Persien und die Levante; daneben bestand ein reger Schiffsverkehr zwischen Indiens Westküste und dem Persischen Golf sowie außerdem zwischen Indien und Ägypten. Noch im Jahre 1581 versuchte die englische Turkey & Levant Company in scharfer Konkurrenz mit den Portugiesen den indischen Handel auf dem Landwege weiterzuführen, aber schon nach einigen Jahren mußte sie diesen Versuch aufgeben.

Die erheblichen Kosten und das Risiko der Überlandtransporte sowie die enormen, das Vielfache des Einkaufswertes betragenden Zuschläge, durch welche die levantinischen Händler und nach ihnen nochmals die Genuesen und Venetianer die Preise aller Gewürze und Gewebe aus dem Osten auf fast unerschwingliche Höhe schraubten, waren seinerzeit die wichtigste Anregung zur Auffindung eines neuen Verbindungsweges, auf dem diese unentbehrlichen Waren direkt nach Westeuropa gebracht

werden könnten. Nach Entdeckung des Seeweges nahm die Bedeutung der indischen Handelsstraßen zu Lande schnell ab, und erst in den letzten Jahrzehnten hatte England wieder Grund, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Als Seemacht hatte Großbritannien an sich wenig Veranlassung, den Inlandwegen besondere Beachtung zuzuwenden, aber es kam die — in Zukunft wohl berechtigte — Befürchtung auf, daß andere Großmächte durch Eisenbahn- und Straßenbau sich der Nordwestecke Indiens unabhängig von britischer Überwachung nähern könnten.

Eine nach englischer Auffassung überaus gefährliche Unternehmung, welche von der in Konstantinopel ungeschickten britischen Diplomatie vergeblich bekämpft und erst nach schwierigen Verhandlungen fast drohender Art zwischen England und Deutschland englischen Wünschen gemäß verlangsamt wurde, war die Anatolische und Bagdad-Eisenbahn.

Im Jahre 1889 begonnen, wurde die Bahnlinie unter Führung der Deutschen Bank von einer Kaiserlich Ottomanischen privilegierten Gesellschaft unter Beteiligung türkischen sowie aus politischen Gründen absichtlich eingeladenen internationalen, insbesondere schweizer und französischen Kapitales

in Kleinasien bis zum Taurus-Gebirge ausgebaut. In diesem Jahrhundert wurde sie durch Aufkauf der ehemals französischen Bahn Mersina—Adana und weiteren Ausbau nach Osten bis an den Gebirgsstock des Amanus verlängert und gleichzeitig jenseits des Amanus in südöstlicher Richtung gen Bagdad fortgeführt. Die Bagdad-Strecke wird von der 1903 gegründeten Ottomanischen Bagdad-Bahn-Gesellschaft fertiggestellt, ebenfalls unter deutscher finanzieller und technischer Oberleitung. Ungeachtet des Kriegszustandes wird auch gegenwärtig die Durchstechung der im Taurus und Amanus nötigen Tunnels und der Ausbau der Bagdad-Bahn nach Süden hin kräftig gefördert.

Zwischen Bagdad und dem Persischen Golf — das war die Bedingung englischer „Erlaubnis" zum Weiterbau der Bahn — sollte die ganze Strecke, sei es nach Mohammera oder dem unter britischem Schutz stehenden Koweit, der Kontrolle Englands unterstehen. Auch sollte die schon bestehende Flußdampfschiffahrtslinie der Firma Lynch & Co. zwischen Bagdad und dem Meere als britisches Monopolunternehmen erhalten bleiben. Die Seeverbindung im Persischen Golf und mit den indischen Häfen Karraschee und Bombay war längst nicht mehr rein englisch; hatte doch bereits einige

Jahre vor Kriegsausbruch die Hamburg-Amerika-Linie eine regelmäßige Dampferverbindung mit dem Persischen Meerbusen eingerichtet. Durch Protektorate über Koweit, die Bahrein-Inseln und Oman hat England sich jedoch die maritime Kontrolle des Golfes gesichert.

Um die ihnen von Grund aus verhaßte deutsch-türkische Bagdad-Bahn von vornherein möglichst unschädlich zu machen, versuchten die Engländer, allerdings mit wenig Erfolg, ihren wirtschaftlichen Einfluß in dem Zweistromlande, dem alten Babylonien, von Süden aus weiter auszubreiten. Der englische Ingenieur Willcocks, welcher in Ägypten viel für die Verbesserung der Irrigationsanlagen und den Bau des Staudammes von Assuan getan hat, arbeitete Projekte zur Wiederherstellung der im Altertum berühmten, aber längst zerfallenen Be- und Entwässerungswerke des Zweistromlandes aus. Er forderte internationale Kapitalkonzerne zur Beteiligung an dem Riesenunternehmen auf. Die Deutsche Bank lehnte die Einladung ab, da sie darin nicht die Führung hatte, und die Ausführung des ersten Staudammes, der Hindia-Barrage, begann bald darauf mit rein englischem Kapital. Die Fortsetzung der Arbeiten wurde durch den Kriegsausbruch verhindert.

Schon seit Jahren hat England ein anderes Eisenbahnprojekt erwogen und vorzubereiten gesucht, ohne jedoch bisher seiner Verwirklichung näher gekommen zu sein. Es ist dies die Linie von Ismailia am Suez-Kanal über Akaba nach Basra und weiter durch Südpersien und Belutschistan bis zum Anschluß an das indische Bahnnetz. Obwohl die technischen Schwierigkeiten dieses Bahnbaues, welcher lange wasserlose Wüstenstrecken und rauhe Gebirgsländer zu überwinden hätte, nicht geringe wären, ist die künftige Ausführung des Projektes gewiß — aber vielleicht für andere als englische Interessen!

War schon die Sicherung des babylonisch-persischen Überlandweges bisher nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen, so erschien ein anderer Bahnbau und die Annäherung der an Areal größten Landmacht Asiens an die indische Nordwestgrenze den Briten noch viel bedenklicher.

Ohne daß England es hindern konnte, hatte Rußland 1868—73 die bis dahin unabhängigen innerasiatischen Reiche Buchara und Chiwa besetzt, und 1884 begann es den Bau der Transkaspischen Eisenbahn, welche einerseits den Baku gegenüberliegenden kaspischen Hafen Krasnowodsk mit

Merw-Buchara-Samarkand-Taschkent verband und andererseits nach Norden über Orenburg den direkten Anschluß mit dem russisch-europäischen Eisenbahnnetz herstellte. Zweiglinien von Merw nach der afghanischen Festung Herat sowie östlich von Samarkand bis nach Kokand und Andidschan verringerten die Entfernung bis zur indischen Grenze immer mehr. Es ist charakteristisch für die Besorgnis Englands, daß es sich nie hat bereit finden lassen, die in der Luftlinie knapp vierhundertfünfzig Kilometer lange Strecke zwischen Herat und Kandahar, dem westlichsten Punkt des indischen Bahnnetzes, auszubauen und so eine ununterbrochene Bahnverbindung des europäischen Kontinents mit Vorderindien zu vollenden. Eine solche nichtbritische Transkontinentallinie hätte dem englischen Überseehandel eine gefährliche Konkurrenz bereiten können, daher durfte sie nicht zur Ausführung kommen!

Auch gegen das langsame Vordringen Rußlands auf dem „Dach der Welt", dem Pamir-Plateau, war England machtlos. Mit nur teilweisem Erfolg versuchte es seinerseits durch mehrere schwierige Feldzüge, im äußersten Nordwesten Indiens die von wilden, kriegerisch gesinnten Bergvölkern bewohnten Südabhänge des Pamir und

den Hindukusch in Besitz zu nehmen, um so den Russen zuvorzukommen. Schließlich hielt England es für ratsam, die sonst unvermeidlichen und schon im voraus gefürchteten Grenzstreitigkeiten mit Rußland durch Festlegung eines neutralen, Afghanistan belassenen Landstreifens zwischen beiden Grenzlinien zu verhüten.

Es hat Großbritannien nicht wenig Überwindung gekostet, und doch ist es wiederum ein Meisterstück englischer Diplomatie gewesen, sich durch Vermittlung des ergebenen Frankreich mit dem als natürlichem Gegner in Innerasien und als mächtiger Despotie keineswegs sympathischen Zarenreiche zu verbünden. Aber es galt die Vernichtung des schädlichsten Handelskonkurrenten zur See, Deutschlands, da mußten solche Bedenken vorübergehend zurücktreten — später gab es ja andere Mittel, eine allzu große, einheitliche Machtentwicklung Rußlands zu verhindern!

Zugangstraßen vom fernen Osten

In langgestreckter Grenzlinie, vom Karakorum-Gebirge im Westen bis zum Mekong im Osten, berühren sich das Chinesische und das Anglo-Indische Kaiserreich. Weitaus der größte Teil dieser Grenze verläuft durch rauhes Gebirgsland, ja zum Teil über hohe, völlig unzugängliche Gebirgskämme. Handelsstraßen über Land zwischen China und Vorderindien gibt es so gut wie gar keine, nur von Assam und dem nördlichen Birma findet auf Saumpfaden ein beschränkter, primitiver Verkehr mit der chinesischen Provinz Jünnan statt.

Eine Sicherung von Zugangstraßen nach Indien war hier für England um so weniger notwendig, als der große, aber schwächliche Nachbar keinerlei Gefahr für das britische Machtzentrum bildete. Das Vordringen Englands in Hinterindien und in Tibet ist vielmehr als beabsichtigte territoriale Expansion des Indischen Reiches anzusehen. Wie sich diese — in Verbindung mit der fortschreitenden Vergrößerung des französischen Indochina — weiterentwickeln sollte, davon wird später die Rede sein.

Eine der wichtigsten Wasserstraßen von Osten her ist dagegen die von den japanischen und süd-chinesischen Häfen ausgehende, über Singapore nach Vorderindien und Ceylon führende ost-asiatische Handelsroute. Schon vor der Entwicklung der Dampfschiffahrt hat England im Jahre 1819 durch Stamford Raffles' geniale Voraussicht hier den beherrschenden Punkt, die kleine Insel Singapore, auf Grund einer Vereinbarung mit dem Sultan von Johore besetzt. Fast die ganze Westküste Hinterindiens, von Malakka mit der Hafenstadt Pinang an bis hinauf zum Ganges-Delta, wurde anglo-indischer Besitz, und die der Küste vorgelagerten Inselgruppen der Andamanen und Nikobaren sind selbstverständlich ebenfalls britisch.

Einen unverzeihlichen, auch gegenwärtig noch von den Engländern sehr beklagten Fehler beging ihre Politik nach den Napoleonischen Kriegen, als sie den reichen Malaiischen Archipel an Holland zurückgab. Nicht nur für die Sicherung der Verbindung zwischen Indien und Australien, sondern auch um seiner hohen Produktivität willen hat Indonesien seitdem längst die Begierde Englands geweckt. Das Handelszentrum Singapore und Nordborneo mit Sarawak und Brunei sind zwar britisch, aber im übrigen sind englischer Handel und Ein-

fluß im Archipel verschwindend gering; auch die bekannten Agitationsmittel haben unter der ruhigen, vernünftigen Kolonialverwaltung Hollands bei den Eingeborenen keinen Erfolg. Auf die politischen Beziehungen Englands zu den Niederlanden haben aber weder der Burenkrieg in Südafrika noch die Gewalttätigkeiten gegen die Neutralen im Großen Kriege besonders günstigen Einfluß ausgeübt! Niederländisch-Indien bleibt somit eines der wenigen reichen Kolonialgebiete der Alten Welt, die unabhängig von Großbritannien sich blühend weiterentwickeln.

In Ostasien wird die große Handelsstraße flankiert von dem französischen Indochina und hat ihren zweiten wichtigen Stützpunkt in der britischen Flottenstation Hongkong mit der dazugehörigen Halbinsel Kowloon. Während des wegen Verbotes der Opiumeinfuhr aus Indien gegen China geführten Krieges 1840—42 besetzte England die Insel Hongkong, und in wenigen Jahrzehnten entwickelte sie sich zu einer der bedeutendsten Hafenstädte des Ostens.

Die Kontrolle der weiter nördlich sich fortsetzenden Abschnitte der ostasiatischen Schiffahrtlinie ist in diesem Jahrhundert den Briten wieder

entglitten, und zwar durch die zunehmende Machtentwicklung Japans und die Konkurrenz Deutschlands und Nordamerikas. Schon der trotz englischer Bemühungen aller Art rein international gebliebene Charakter von Schanghai, das Fiasko des britischen Wei-hai-wei verglichen mit dem Aufschwung des deutschen Tsingtau, endlich die japanische Besetzung von Formosa und die den englischen Methoden an List und Skrupellosigkeit noch weit überlegene politische Offensive der Japaner in China haben die abwärtsgehende Bewegung britischen Einflusses in Ostasien beschleunigt.

Ähnlich wie mit Rußland machte England Japan gegenüber eine freundliche Miene trotz seiner Ränke, und zwecks Vernichtung der deutschen Position im fernen Osten sah es sich sogar veranlaßt, sich mit ihm zu verbünden — aber auf beiden Seiten war Freundschaft nicht der Grund gemeinsamen Vorgehens.

Immerhin bot der zwischen Japan und Amerika bestehende Antagonismus die Möglichkeit, später die beiden gegeneinander auszuspielen und so eine endgültige britische Vorherrschaft in Ostasien vorzubereiten — ein gewiß nicht schlecht entworfener diplomatischer Feldzugsplan Englands! —

Am wenigsten Schwierigkeiten von allen Zufahrtstraßen nach Vorderindien bot die direkte Verbindung mit Australien. Von der 1788 gegründeten ersten britischen Kolonie auf dem australischen Festlande, Sydney, aus über die befestigten Häfen Melbourne—Adelaide—Albany führt die schnurgerade Postdampferlinie quer durch den Indischen Ozean nach dem von Albany dreitausenddreihundertfünfzig Seemeilen entfernten Colombo auf Ceylon.

Zwei kleine Eilande, die Keeling- und Christmas-Inseln, von denen die erste eine wichtige Kabelstation ist, liegen östlich von der australischen Route und sind natürlich britischer Besitz.

Der ganze Indische Ozean als britisches Binnenmeer, dieses Ideal ist von seiner Verwirklichung nicht mehr weit entfernt, denn nicht nur sind alle Inseln englisch beziehungsweise französisch, das heißt englischem Einfluß untertan, sondern auch der größere Teil der kontinentalen Küsten, welche das Meer umfassen, steht unter Britanniens Oberhoheit: Südafrika, Britisch-Ostafrika, das Gebiet von Aden, Oman, Vorder- und Hinterindien, Australien.

Zwei starke Geschwader von Kriegsschiffen, in Bombay und Capetown stationiert, halten Eng-

lands Herrschaft im Indischen Ozean aufrecht, und die befestigten Kohlenstationen von East London, Mauritius, Aden, Colombo, Trincomalee sowie Singapore und die australischen Häfen bilden ein jedem etwaigen feindlichen Angriff zur See trotzendes strategisches Netzwerk zum Schutze des indischen Imperiums.

Immer weitere territoriale Ausdehnung des Kaiserreiches, die Erwerbung manches wertvollen, noch nicht britischen Kolonialgebietes und eine immer vollkommenere Sicherung aller Zugangswege nach Indien zur See wie besonders auch zu Lande durch Besetzung wichtiger Etappenstationen — das waren bis vor kurzem die Ziele und Hoffnungen britischer Weltpolitik.

Ägypten, Sinai und Suez-Kanal



Die goldene Pforte dreier Erdteile

Um das moderne Ägypten des zwanzigsten Jahrhunderts, nicht um das Nilland, wie es vor vier Jahrtausenden in heiliger Bilderschrift geschildert ist, auch nicht um das mittelalterliche Zentrum mohammedanischer Hochkultur und kriegerischen Glaubensfanatismus — um „Britisch-Ägypten", wie es heute ist, handelt es sich in der großen Frage, ob Englands weitere Weltmachtentwicklung durch die Sieger im gewaltigen europäischen Ringen wirklich gehemmt oder nur vorübergehend gestört wird. Angstvoll mag manches Briten Auge von den steinernen Lippen der Sphinx des Rätsels Lösung ersehnen — vielleicht würde die Antwort lauten:

„Säulen britischer Weltmacht beginnen zu wanken,
Neiget sich eine, so stürzen andere nach."

„Das Land der Paradoxen" nennt Lord Milner in seinem viel gelesenen Buche „England in Ägypten" (England in Egypt, London 1902) das Nilland, „das Land der Wunder, wie es schon im Altertum hieß, das Land des Unerwarteten und Grotesken" — es liegt viel Übertreibung in diesen Ausdrücken, denn das meiste von dem, was

„grotesk" oder „paradox" erscheint, ist nichts als „orientalisch", eben jener Geist des Orients, der manchem Westeuropäer ewig unbegreiflich bleibt. Allzu oft haben die britischen Machthaber, Diplomaten und Feldherren, aus Unverständnis oder Verachtung sich gegen den Geist des Orients versündigt — vielleicht wird er einstmals sich an ihnen rächen.

Die Position Englands in Ägypten hat sich durch die im Dezember 1914 erfolgte Erklärung des Landes zum britischen Protektorat von Grund aus geändert — sie ist, wie man ohne weiteres sagen kann, wesentlich ungünstiger geworden.

In politischer sowohl als wirtschaftlicher Hinsicht bezeichnete das Jahr 1906 einen Höhepunkt englischer Erfolge in Ägypten, seitdem ging die Entwicklung der Dinge bergab.

1906 war das letzte Jahr der Amtsführung Lord Cromers. Nominell vertrat er als „Generalkonsul und bevollmächtigter Minister Seiner Majestät des Königs von Großbritannien und Irland" im Kreise von ihm ranggleichen Vertretern aller Großmächte in Kairo die Interessen Englands. In Wirklichkeit aber hatte er als unumschränkter Herrscher alle Fäden der ägyp-

tischen Regierung in Händen und bevormundete den zur Unselbständigkeit herabgedrückten Khediven. In dieses Jahr 1906, welches parallel mit einem finanziellen Kulminationspunkt an allen internationalen Börsen in Ägypten eine Überspekulation in Aktienwerten sowohl als in ländlichen und städtischen Grundstückspreisen erlebte, fielen zwei Ereignisse, die ebenso wie die bald folgende finanzielle Krisis in wirtschaftlicher, so in politischer Beziehung an den unfähigen Nachfolger Lord Cromers, Sir Eldon Gorst, allzu schwierige Anforderungen stellten. Es waren dies die bereits zuvor erwähnte Akaba-Angelegenheit mit der Türkei und die „Revolte" von Denschawai.

Die durch starke Pression, ja unverblümte Kriegsdrohungen seitens Englands seinen Forderungen gemäß gelöste Grenzfrage auf der Sinai-Halbinsel hat nicht nur in der Türkei selbst den schon vorhandenen Groll gegen Großbritannien sehr verstärkt, sondern auch die einflußreichen türkischen Kreise in Ägypten tief erregt. So haben sich von diesem Zeitpunkt ab die Türken, insbesondere die später in Konstantinopel zur Regierung gelangten Jungtürken mit den ägyptischen Nationalisten und deren gegen die bri-

tische Suprematie gerichteten Bestrebungen eng verbunden.

Die unbedeutende, aber für Englands koloniale Verwaltungsmethoden charakteristische Angelegenheit von Denschawai hat auf die politischen Bewegungen der Ägypter einen überaus nachhaltigen Einfluß ausgeübt, zumal sie, ob mit Recht oder Unrecht, mit der kurz vorher so gewalttätig erledigten Sinai-Grenzfrage in Zusammenhang gebracht wurde. Schien es doch, als ob Lord Cromer nach fast dreiundzwanzigjähriger, klug und ruhig, wenn auch zuweilen hart und unerbittlich ausgeübter Amtstätigkeit als tatsächlicher Leiter der anglo-ägyptischen Regierung nun plötzlich — sei es auf Befehl, sei es aus eigener Initiative — ein neues Régime rücksichtsloser Gewalt und drakonischer Strenge einführen wollte. Seine bald darauf erfolgte Abberufung durch die liberale Heimatregierung und die Ernennung Gorsts zu seinem Nachfolger waren ein Zeichen für die mildere Gesinnung Englands — die aber schon vier Jahre später unter derselben liberalen Regierung durch Entsendung Lord Kitcheners auf diesen Posten ins Gegenteil verkehrt wurde.

Die Sache von Denschawai spielte sich wie folgt

ab: Einige junge englische Offiziere gingen auf den Feldern des oberägyptischen Ortes Denschawai auf die Taubenjagd. Ein alter Bauer warnte den Dolmetscher, den sie bei sich hatten, die Einwohner seien sehr erbittert, daß voriges Jahr englische Offiziere ihre Tauben getötet hätten, und die Erregung werde wachsen, wenn die Tat sich wiederhole. Trotzdem begann die Jagd, einige Schüsse wurden abgefeuert und eine Frau verwundet. Die Fellachen stürzten von allen Seiten herbei, in dem Handgemenge, das sich entspann, wurden drei Ägypter und drei Engländer verwundet. Einer der verletzten englischen Offiziere starb noch am selben Tag — nach dem Gutachten der englischen Ärzte nicht an den Verletzungen, die an sich nicht tödlich waren, sondern am Sonnenstich infolge der Flucht im glühenden Sonnenbrand.

Das Ereignis wurde sofort den Behörden und dem britischen bevollmächtigten Minister gemeldet, und der alsbald in Kairo über die Schuldigen urteilende Strafgerichtshof ließ sich von Cromers Einfluß zu dem strengsten Wahrspruch, dem Todesurteil, gegen vier Ägypter bestimmen. Ganz abgesehen von der juristischen Seite war dieses Urteil, dem die Vollstreckung auf dem Fuße folgte, politisch eine der denkbar ungeschicktesten Maß-

nahmen. Mehr als vieles andere trug es dazu bei, die Stimmung der ägyptischen Bevölkerung, welche den britischen Machthabern niemals freundlich gesinnt war, den Nationalisten zuzuwenden.

Die nationalistische Bewegung „La jeune Égypte", wie sich die Vereinigung nach dem Vorbild der Jungtürken gern selbst nannte, ist für das seit undenklichen Zeiten von fremden Herrschern regierte Ägypten ein Produkt der Neuzeit und, wie sich aus den Einzelheiten ihres Programms ersehen läßt, nicht im Nillande selbst entstanden, sondern aus westlichen Kulturländern importiert.

Hierin sowohl als in den Einzelheiten ihres Programms sind die Jungägypter den Jungtürken ähnlich. Wie bei diesen, ist ihr Ziel eine einheitliche, einheimische, von fremden Einflüssen unabhängige, mohammedanische, konstitutionelle Regierung, welche dem Lande alle Errungenschaften moderner Kultur zukommen lassen und jedem Untertan gleiche politische und wirtschaftliche Rechte gewährleisten, insbesondere Preßfreiheit und Volksschulen einführen soll. In der Türkei sind die Grundzüge dieses Programms gegenwärtig verwirklicht oder in Ausführung begriffen, in Ägypten

aber ist die nationalistische Partei völlig unterdrückt und die schärfste Despotie — mit dem Schein einer Volksvertretung — von den Engländern oktroyiert worden.

Die Stellung der britischen Machthaber zum Nationalismus in Ägypten hat im letzten Jahrzehnt mancherlei Wandlungen durchgemacht: Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist der Gedanke nationalistischer Bestrebungen im Nillande an die Öffentlichkeit getreten. Die in ihren Wünschen und Absichten noch sehr auseinandergehenden Anhänger der Bewegung versuchten sich auf das den „aufgeklärten“ Orientalen bisher so sehr sympathische Frankreich zu stützen, welches in Ägypten gern eine Art oppositionelle Rolle gegen England spielte. Nach dem Vertrage von 1904 war es damit vorbei, und nun suchte Mustafa Kamel, der damalige Führer der Nationalpartei, mit der deutschen diplomatischen Vertretung nähere Fühlung zu gewinnen. Er fand aber hier wenig mehr als teilnahmsvolle Worte und Mahnungen zu vernünftiger Mäßigung, denn für die deutsche Politik in Ägypten war immer noch die Instruktion Bismarcks aus den achtziger Jahren Vorschrift geblieben, daß man die Engländer dort gewähren lassen solle, da sie besser als irgend-

eine andere Macht die Ordnung aufrechterhalten könnten.

Eine andere unerwartete Folge hatten diese Unterhaltungen der Nationalisten mit deutschen Diplomaten: Lord Cromer, der sich bis dahin so gut wie gar nicht um die Jungägypter gekümmert hatte, wurde mißtrauisch und führte eine strengere Preßzensur der arabischen Zeitungen ein. Er plante noch eine Reihe weiterer Gewaltmaßregeln gegen die in englischen Kreisen als „gefährliche Revolutionäre" bezeichneten Nationalisten, als er infolge der Akaba- und Denschawai-Zwischenfälle abberufen wurde. In seinem letzten offiziellen Bericht über „Ägypten im Jahre 1906" behandelt er die Frage des Nationalismus mit großer Ausführlichkeit, aber zu theoretisch und vom rein englischen Standpunkt aus, nicht im praktischen Interesse des Landes selbst. Er schließt mit dem Vorschlage der Bildung einer „Internationalen Gesetzgebenden Körperschaft", welche nach Abschaffung der Kapitulationen (der aus dem Mittelalter überkommenen Exterritorialität fremder Untertanen im Orient) von allen Bewohnern Ägyptens, also den Eingeborenen sowohl als den Fremden, gewählt und gebildet werden solle. Die Verwirklichung dieses Vor-

schlages wäre allerdings das Grab des Nationalismus!

Sir Eldon Gorst versuchte anfangs, den empfangenen Instruktionen gemäß, mit Milde die durch Cromers Zwangsmaßregeln sehr gewachsene nationalistische Bewegung einzudämmen, aber vergebens. Auch der Tod Mustafa Kamels im Jahre 1907 hemmte ihre Weiterentwicklung nicht, denn sein Nachfolger, Mohammed Ferid, der in Genf mit dem von dort aus gegen den Sultan Abdul Hamid arbeitenden Jungtürken-Komitee enge Freundschaft unterhielt, sowie der rede- und schreibgewandte Schech Abd el Aziz Schauisch, gehörten einer noch radikaleren Richtung an. 1908 wurde der England ergebene ägyptische Ministerpräsident Butros Gali, ein koptischer Christ, von einem hitzköpfigen jungen nationalistischen Studenten ermordet, und von da ab sah sich Gorst seinerseits gezwungen, Gewaltmaßregeln zu ergreifen, die aber wenig Erfolg hatten.

Die Absetzung Abdul Hamids und die Einführung der Konstitution unter jungtürkischer Regierung im Osmanischen Reich gaben der weder durch Verfolgung noch durch Konzessionen abgeschwächten nationalistischen Bewegung in Ägypten neue Anregung, und es bedurfte eines Kitchener,

um sie zu unterdrücken: Ihre Führer und vornehmsten Anhänger gingen in die Verbannung, ihre Presse verschwand von der Öffentlichkeit, und in offiziellen Berichten ist nicht mehr davon die Rede.

Der Große Krieg und die Besitzergreifung des Nillandes durch die Engländer hat äußerlich jeder gegen die fremden Machthaber gerichteten Regung ein Ende gemacht. Innerlich allerdings — aber der Brite hat nicht die Gabe, ins Innere der beherrschten Menschen zu schauen, am wenigsten der Orientalen — schwelt und glimmt ein Haß- und Rachegefühl in der Brust aller Ägypter, vom abgesetzten Khediven an bis zum geringsten seiner Fellachen, das alles andere als eine ruhige Zukunft verspricht.

Trotzdem — der Orient ist anders zu beurteilen als Europa — nie wird Ägypten aus eigener Kraft oder auch nur aus eigener Initiative das Joch der Fremdherrschaft abschütteln. Ohne Unruhen hat das Volk den Staatsstreich der Engländer, die Absetzung des rechtmäßigen Khediven Abbas und die Ernennung seines Onkels Hussein Kamel zum Sultan von Ägypten geschehen lassen. Gleichmütig erträgt es auch die Ausschreitungen der

britischen Soldateska und die rücksichtslosen Requisitionen der Militärbehörden. Aber es verfolgt mit gespanntester Aufmerksamkeit die ihm auf geheimen Wegen trotz aller Überwachung zugehenden Nachrichten von den Niederlagen Englands und seiner Verbündeten, und wartet sehnsüchtig auf den Augenblick, der ihm durch erfolgreiche Invasion von Osten her oder durch den endgültigen Sieg der Zentralmächte über England die Erlösung von der Britenherrschaft bringt.

Sobald eine deutsch-türkische Armee siegreich den Suez-Kanal überschritte, würde die mohammedanische Bevölkerung Ägyptens sich wie ein Mann erheben, aber ehe dies geschieht, haben die Briten nichts zu befürchten.

Die Stimmung in der ägyptischen Armee ist allerdings bedenklich genug, und man hat es für ratsam gehalten, sämtliche Mannschaften sowie die fast durchweg nationalistisch gesinnten eingeborenen Offiziere von den Grenzen Unterägyptens weg nach dem Innern und dem Sudan zu versetzen. Der Sirdar Sir Reginald Wingate hat offenbar seine Gewalt über die ihm unterstellte Armee verloren; auch die von ihm, wohl auf Befehl der britischen Regierung, vollführte Einbe-

rufung der Redifs (Landwehr) zwecks auswärtiger Verwendung war ein schwerer Fehler, der sich durch eine sofortige Revolte rächte. Sie wurde zwar sogleich unterdrückt, aber sie war ein deutliches Zeichen dafür, was von den Redifs zu erwarten stand.

Auch in der Klasse der Gebildeten und Wohlhabenden unter den Eingeborenen gibt es wohl, vielleicht mit Ausnahme der höchsten Beamten, wenige, auf welche die Engländer unbedingt zählen können. Die orientalische Höflichkeit, welche offene Opposition selten hervortreten läßt, verbirgt stets die inneren Gedanken — bis zum Moment der Tat. Ganz sicher ist Großbritannien nur der Anhänglichkeit der Vierverbands-Untertanen, denn sogar die christlichen Levantiner, Syrer und Griechen, welche Englands Herrschaft in Ägypten doch so viel zu verdanken haben, drehen gern den Mantel nach dem Winde und folgen dem Sieger, sobald die Entscheidung kommt.

Ein für Großbritanniens Position sehr ungünstiger Umstand ist die persönliche Unbeliebtheit des neu eingesetzten Sultans Hussein Kamel, welcher schon früher als Großgrundbesitzer und politischer Amateur sich bei seinen Untergebenen sowohl als

seinen Verwandten verhaßt gemacht hat. Er ist seinem Charakter nach nicht der Mann, der das Wohl seines Landes erstrebt — und er bereut es längst, die unbequeme, ihm selbst nicht dienliche Würde von fremder Gnade angenommen zu haben.

Sein Neffe, der entthronte Khedive Abbas II. Hilmi, ein liebenswürdiger, kluger, geschäftsgewandter Fürst, der seine Erziehung in Wien genossen hat und Deutschland und Österreich besser kennt als die meisten Ägypter, hat während seiner ganzen Regierungszeit unter dem Druck britischer Vormacht zu leiden gehabt. Von Cromer wurde er oft wie ein unfolgsames Kind behandelt, wenn er gegen zu weitgehende Eingriffe in seine Rechte protestieren wollte; Gorst war zwar weniger autoritativ, aber er fragte den Khediven meist gar nicht und bestimmte ohne ihn. Kitchener endlich — da gab es keinerlei Einwände oder Wünsche mehr, was er befahl, mußte geschehen, und die prächtigen Attribute orientalischer Herrscherwürde, mit denen sich der aus einfacher Familie stammende englische Emporkömmling absichtlich umgab, schienen noch den Eindruck zu verstärken, daß der Khedive den Rest seiner Macht verloren habe. Abbas Hilmi war auf wirtschaftlich-finanziellem Gebiet mit Ge-

schick und Erfolg tätig, und er vermehrte — mit Erlaubnis der Engländer — sein Privatvermögen sehr erheblich. In Nationalistenkreisen galt er mit Unrecht als Anhänger der Briten. Oft genug suchte er, besonders im Anfang seiner Regierung, aber immer vergebens, bei den diplomatischen Vertretern anderer Großmächte Rat und Unterstützung — schließlich mußte er sich mit den Tatsachen abfinden. Aber im Augenblick der schwersten Entscheidung hat er, seinem albanesischen Blute getreu, gezeigt, daß er niemals Englands Freund war, und daß er sich eins fühlt mit dem ägyptischen Volke. In Erwartung der kommenden Entscheidung lebt er zurückgezogen in Mitteleuropa. —

Wie anderwärts, so rächen sich auch in Ägypten die von Großbritannien begangenen Fehler. Es ist hier völlig auf sich selbst angewiesen, denn weder die Franzosen noch die Italiener oder Portugiesen (!) finden sich bereit, ihm am Nil zu Hilfe zu kommen. Sogar auf die eine Zeitlang am Suez-Kanal verwendeten mohammedanischen Inder ist kein Verlaß, und sie mußten wieder zurückgezogen werden. Nur britische, australische und Hindu-Truppen können das Nilland verteidigen.

Der bisherige Oberstkommandierende der briti-

schen Truppen in Ägypten, General Maxwell, ist nach der Lage der Dinge ebensowenig wie der Sirdar Wingate imstande, der Invasion einer Armee erfolgreichen Widerstand zu leisten, da die ihm zur Verfügung stehenden Regimenter sehr unvollkommen diszipliniert sind. Maxwell und Wingate sind beide von Natur, wie die meisten vornehmen Engländer, sympathische, hochgebildete Männer, aber es fehlt ihnen jenes große, geniale Feldherrntalent, welches an einem so exponierten Posten unersetzlich ist.

Doch Ägypten selbst — was wird später aus dem reichen Nillande, der goldenen Eingangspforte zu Asiens, Afrikas und Australiens Kolonialgebieten? Soll es türkisch, international oder völlig selbständig werden?

Daß es nach Besiegung des stolzen Albion — sie ist für Deutschland ja die Existenzfrage des Jahrhunderts — nicht eine Säule britischer Weltmacht bleiben darf, ist jedem klar, der über den Horizont der engen Heimat über See hinausblickt.

Vielleicht kommt die Antwort auf dieses für europäische Diplomatenköpfe fast unlösbare Problem aus dem Orient selbst, vielleicht folgt Ägypten dem Rufe nach Einigkeit und Zusammenschluß,

der in der ganzen mohammedanischen Welt ergangen ist, zunächst zum Kampf gegen die Feinde des Islams, später im Frieden in Art engerer Verbindung moderner mohammedanischer Staaten, welchen als Freunde des Islams die zuvor kriegsverbündeten Großmächte in friedlicher Kulturarbeit beistehen.

Schon lange vor der beiderseits mit unzähmbarem Haß erfüllten Gegenwart galten wir Deutschen bei den Engländern sowohl als anderen Kulturvölkern der Erde als unsympathisch und unerträglichen Charakters. Nicht nur in den Ländern Europas, wo vielleicht die uns mangelnde Gewandtheit in der Anpassung an fremde Höflichkeitsformen und Vorurteile im Einzelfall die Ausländer an sich leicht unbeliebt macht, sondern auch in der freieren Atmosphäre überseeischer Kolonien wird der Deutsche, ob reich ob arm, ob Geschäftsmann oder Vergnügungsreisender, von den Angehörigen anderer Nationen gern gemieden; wirkliche Freundschaft kommt fast eher zwischen Deutschen und Eingeborenen als zwischen Deutschen und Europäern zustande. Das klingt grotesk, aber die Gründe für diese sonderbare Erscheinung sind ebenso eigenartig: Es ist nicht Neid auf unsere Erfolge und Intelligenz, nicht Furcht vor dem uns schon immer angedichteten Streben nach allumfassender Weltherrschaft, und erst recht nicht Besorgnis vor etwa von uns ausgehenden schlechten Einflüssen politischer oder wirtschaftlicher Art.

Es ist etwas ganz anderes: Wir sind im Ausland zu ostentativ und zu ehrlich. Allzu offene, unerbetene Ehrlichkeit wird Taktlosigkeit und Grobheit, und allzu ehrliche, aufdringliche Offenheit wirkt zunächst verdächtig, auf die Dauer unerträglich.

Selten erkennt der Deutsche diesen Zusammenhang; — er hat sich nichts vorzuwerfen und fühlt dennoch die ihm unerklärliche Abneigung der Fremden, ohne ihr abhelfen zu können. Es sind aber doch diese seine Fehler allein daran schuld. Man sage nicht, daß es Vorzüge vor allen anderen Nationen seien, das wäre unberechtigtes Pharisäertum, und zudem sachlich nicht richtig. Nicht die innere Ehrlichkeit, sondern das äußere Benehmen, welches sich den Anschein gibt, allein von allen Völkern die Ehrlichkeit in Erbpacht genommen zu haben, und dies überall laut bekanntmacht, das ist der Grund unserer Unbeliebtheit. Ein Tropfen fremden Blutes, auch jahrelanger Auslandsaufenthalt ändern diesen deutschen Charakterzug, der uns in Friedenszeiten mehr politisches und wirtschaftliches Unheil gebracht hat als alle diplomatischen Fehler.

Ein hoher britischer Beamter in Kairo, mit dem ich über diese Frage nach Tisch mich unterhielt, sagte mir einmal mit unnachahmlicher Offenheit: „Ich gestehe ohne weiteres, ich bin nicht offen und

darf es in meiner Stellung nicht sein. Ich bin aber auch nicht immer ehrlich, obwohl Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der erste und wichtigste Grundsatz englischer Erziehung ist und bei jedem Gentleman als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Aber kann und darf ein Beamter, ein Offizier, geschweige denn ein Diplomat immer und unter allen Umständen ehrlich sein? Nein; es könnte für ihn selbst, für sein Land und Volk die schlimmsten Konsequenzen haben! Also, wenn man nicht immer ehrlich ist, dann soll man auch nicht behaupten, daß man ehrlicher ist als andere Menschen; denn das wäre doch höchstens ein relativer, gradueller Unterschied, der durch äußere Hervorkehrung im unrechten Augenblick kein gutes Licht auf den ‚Ehrlicheren' werfen würde."

Diese Deduktion ist sehr kennzeichnend für die Anschauung eines vornehmen Engländers. Sein durch konventionelle und dienstliche Erfordernisse beeinflußtes Äußere ist gänzlich verschieden von seinem inneren Charakter, der auf ungleich höherer sittlicher Stufe steht, als öffentliche Reden und Taten zu verraten scheinen. In der Intimität ist dies deutlich erkennbar — aber dem fernstehenden Deutschen erscheint der Brite wenig besser als ein Verbrecher.

Mehrfachen Wechsel der obersten Vertreter britischer Macht in Ägypten sowie zahlreiche Personalveränderungen im anglo-ägyptischen Beamtentum und Offizierkorps habe ich während eines elfjährigen Aufenthaltes in Kairo mit angesehen, auch in Südasien und dem Sudan viele kleine und große „Colonial Officials" kennen gelernt. Alle waren sie einfach in ihrem Wesen, frei von jeder Wichtigtuerei und Umständlichkeit, schnell entschlossen, wenn es darauf ankam, stolz und vaterlandsliebend, wie jeder Engländer, zumeist nicht allzu intelligent, theoretisch wenig ausgebildet, selten mehr als zweier Sprachen kundig, nicht gar zu fleißig, und dennoch entsprachen sie in der Mehrzahl aller Fälle vorzüglich den Anforderungen, welche ihr Posten an sie stellte. Hervorragende, außergewöhnliche Leistungen wurden oft von Offizieren und Beamten in wilden, entlegenen Gebieten unter unglaublich schwierigen Verhältnissen vollbracht — sie wurden gemeldet und anerkannt, aber keineswegs in der Öffentlichkeit besonders verbreitet oder gefeiert.

Die Beamten und Offiziere waren alle Menschen, trotz äußerlich stolzer, steifer Haltung in freundschaftlicher Unterhaltung natürliche, liebenswürdige, taktvolle Menschen, die nichts von dem bei anderen Na-

tionen bemerkbaren bürokratischen Eigendünkel, der kleinlichen, lächerlichen Eitelkeit auf Titel und Würden und Orden an sich hatten. Eine gewisse Naivität und Kindlichkeit, das Zeichen innerlich reinen Gemütes, trat nicht selten in der Intimität hervor.

Große Männer, Feldherren und Staatsmänner, gibt es in England nicht häufiger als anderswo, nur bleiben sie nicht wie in anderen Ländern Europas an die Hauptstädte gefesselt, sondern dienen ihrem Reiche in kriegerischer oder friedlicher Tätigkeit überall auf der Erde, wo man ihrer bedarf.

Zwei Träger berühmter Namen waren britische Prokonsuln in Ägypten: Lord Cromer und Lord Kitchener. Grundverschieden nach Charakter, Herkunft, Erziehung und Arbeitsmethoden war dennoch ihr Ziel, zu dem beide viel beigetragen haben, dasselbe: die Ausbreitung britischer Macht.

Mr. Evelyn Baring, 1841 geboren, entstammt einer seit dem achtzehnten Jahrhundert in England hochangesehenen Bankiersfamilie ursprünglich deutscher Abstammung. Von seinem achtzehnten bis fünfunddreißigsten Jahr Offizier in der britischen Armee, kam er 1877 zuerst als Kommissar zur Wahrnehmung der englischen Interessen bei der Schuldenverwaltung nach Ägypten. 1880—1883

war er in Indien und wurde im letzteren Jahre zum britischen Generalkonsul und bevollmächtigten Minister in Kairo designiert. 1892 wurde er zum Peer, 1899 zum Viscount, später zum Earl of Cromer ernannt.

Aus dem schier unentwirrbaren Chaos der politischen und wirtschaftlichen Lage Ägyptens in den achtziger Jahren schuf er durch stille, zähe Beharrlichkeit und Energie das heutige Ägypten.

Persönlich war Cromer ruhig und bestimmt, vornehm zurückhaltend Fremden gegenüber, aber lebhaft werdend, sobald er einen ihn interessierenden Gegenstand besprach. Er konnte insbesondere in späteren Jahren Widerspruch nicht vertragen und ließ sich ungern von einmal gefaßten Entschlüssen durch die Notwendigkeit veränderter Sachlage abbringen. Wo es darauf ankam, war er von größter Rücksichtslosigkeit und Strenge. Dagegen versuchte er in allen Fällen, wo dies möglich war, mittels seines hochentwickelten, um Mittel selten verlegenen diplomatischen Talentes ohne Gewaltanwendung zum Ziele zu gelangen. Er war ein Mann der großen Politik und hat in den Beziehungen Englands zu Frankreich, insbesondere durch den Vertrag von 1904, sowie zu anderen Mächten seinem Vaterlande große Vorteile zugewendet.

Lord Cromer stand an Intelligenz und Bildung weit über dem Durchschnitt der wohlerzogenen Engländer. Er liebte es, in seinen Mußestunden altgriechische Schriftsteller zu studieren und zu übersetzen, und sprach gern über Probleme des klassischen Altertums. Dessenungeachtet ließ er sich nicht durch die Entrüstungsstürme der Archäologen aller Nationen gegen die Überflutung der Insel Philä verleiten, den Bau des Stauwerkes von Assuan zu verzögern oder zu verlegen, denn das Wohl Ägyptens stand ihm höher als alles andere.

Er hatte u. a. eine Vorliebe für die Ausgestaltung des Zoologischen Gartens bei Kairo, welche von einem als Zoologen und Jäger bekannten englischen Offizier geleitet wurde. Einmal kam es zu einem eigenartigen Konflikt: Ein großer Bär hatte das vorwitzig in den Käfig gelaufene Lieblingshündchen eines mächtigen ägyptischen Paschas mit einem Tatzenschlag getötet. Der Pascha, auf dessen gute Stimmung Cromer sehr viel Wert legte, war außer sich vor Wut und verlangte, dem Bären sollten zur Strafe sofort die beiden Augen ausgestochen werden. Cromer war natürlich entrüstet, gab aber keinen Gegenbefehl. Am folgenden Tage jedoch benutzte er die Gelegenheit, den Pascha zum Nachgeben in verschiedenen schwebenden

politischen Fragen von großer Tragweite zu nötigen.

Seit seinem Rücktritt von der Leitung der Verwaltung Ägyptens lebt Lord Cromer gänzlich zurückgezogen, und ein Wiedereintritt in das politische Leben Englands ist bei seinem hohen Alter kaum zu erwarten.

Anders Lord Kitchener. Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, wurde er 1850 geboren, auf der Militär-Akademie zu Woolwich erzogen und trat 1870 aus Abenteuerlust als Freiwilliger bei der französischen Armee ein. Er machte einen großen Teil des Deutsch-Französischen Krieges mit, kehrte dann in den Dienst des britischen Heeres zurück, wurde nach der Levante, Ägypten, dem Sudan geschickt, blieb nach Eroberung des Sudan durch den Mahdi mit den Vorbereitungen für die Wiedereroberung seitens der Engländer beschäftigt und führte endlich, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, diesen Feldzug erfolgreich durch. Ende 1899 ging er als Generalstabschef Lord Roberts' nach Südafrika und beendete mit diesem zusammen den überaus schwierigen Burenkrieg. Bald darauf zum Oberbefehlshaber der Indischen Armee ernannt, begann er deren Reorganisation, geriet

aber mit dem seinem Charakter nach ebenso herrischen und intoleranten Vizekönig von Indien, Lord Curzon, in schwere Meinungsverschiedenheiten, welche mit dem Abgang des Vizekönigs endeten. Im Jahre 1911 kehrte er als britischer Generalkonsul und Ministerresident nach Ägypten zurück und wurde 1914 von dort zurückberufen und als größter militärischer Organisator des Britischen Reiches zum Kriegsminister ernannt.

Ein sonderbarer, abstoßender Charakter machte Kitchener bei fast allen Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, unbeliebt, ja verhaßt, bei Untergebenen sowohl als gesellschaftlichen Bekannten oder Politikern. Mangel an höherer Bildung, Taktlosigkeiten, die bei einem Gentleman nicht vorkommen dürfen, extreme Rücksichtslosigkeit gegen jedermann und bei allen Gelegenheiten, Tyrannei und Herrschsucht, innere Roheit und Empfindungslosigkeit, Habsucht, Geiz, andererseits ein wirklich sehr entwickeltes Organisationstalent, welches aber vielleicht in primitiven Ländern über See größere Erfolge erzielt als in den komplizierten Verhältnissen Europas, ferner große Energie, Zähigkeit, Initiative, Überzeugungstreue, das waren wichtige Charakterzüge Kitcheners.

Im Gegensatz zu dem vornehmen Engländer,

der durch fast steife Zurückhaltung bestrebt ist, alles Auffallende zu vermeiden, trieb Kitchener gern den Kultus seiner eigenen Person; er erwartete, daß jedermann vor ihm ehrerbietig zurücktrat, und er wollte stets den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses bilden, wo es auch sei, im Salon wie auf der Straße oder auf dem „Sporting-ground“.

Über Kitcheners Grausamkeit und unerbittliche Strenge ist viel geschrieben worden. Es ist übertrieben, wenn gesagt wird, er sei blutdürstig von Natur gewesen. Die Wahrheit ist, daß ebenso wie bei Napoleon I. und anderen großen Schlachtenlenkern Blutvergießen keine Rolle spielte und, wo der Tod von Tausenden von Menschen Vorteil versprach, der Befehl dazu augenblicklich und ohne jede Gefühlshemmung gegeben wurde.

Im Weltkriege scheint Kitcheners Organisationstalent wie das so manches anderen unter unseren Feinden an den unüberwindlichen Schwierigkeiten der Lage gescheitert zu sein, und nach den Mißerfolgen in Flandern, an den Dardanellen und anderwärts ist ihm kein Erfolg mehr beschieden gewesen. Für spätere militärische Reorganisationsarbeit, wie er sie in Indien vorzüglich durchgeführt hat, wird Kitchener nun dem Britischen Reich und seiner Armee fehlen.

Nicht nur der Verlust an Soldaten, an Schiffen, an Geld, an Prestige bei allen Völkern, noch ein anderer Verlust bedroht in baldiger Zukunft das Britische Reich, und er kann unter Umständen den Niedergang der britischen Kolonien beschleunigen: der Verlust des Selbstvertrauens der eigenen Beamten. Anzeichen davon sind im Orient wie in neutralen Ländern schon bemerkbar, und wenn sie später durch Mangel an Machtmitteln und Rückhalt sich vermehren — wenn es Englands Armee und Flotte selbst an Mut und Selbstvertrauen fehlt — dann ist der Anfang vom Ende da.

Im Zeichen der Baumwolle

Es bildet einen Teil der britischen Kolonialpolitik, Gebiete, welche neu unter englischen Einfluß gelangen, vor allem wirtschaftlich zu heben, und sie produktiv, das will sagen, im Sinne des Heimatlandes finanziell ertragfähig zu machen. Auf welche Weise eine solche baldige und weiterhin möglichst zu steigernde Kapitalproduktion erreicht wird — ob durch rationelle Entwicklung und Verbesserung der natürlichen Hilfsquellen des Landes, oder durch Raubbau und Erschöpfung der letzteren, das ist den Machthabern weniger wichtig: Wenn nur recht bald hohe Wertziffern erhalten werden!

In Ägypten war dieser Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung seit der Besetzung durch die Engländer im Jahre 1882 deutlich erkennbar. Allerdings gestaltete er sich infolge der noch lange überaus komplizierten politischen Lage des Landes langsamer und daher günstiger als in unmittelbar unterworfenen britischen Besitzungen.

Lord Cromer wandte dem wichtigsten Produktionszweig des Niltals, der Bodenkultur, von Anfang an seine größte Aufmerksamkeit zu. Er

erkannte richtig, daß die durch Ismael Paschas Verschwendung zerrütteten Staatsfinanzen, die schlimme Lage der Fellachen, d. i. der eingeborenen Landbevölkerung, sowie der schwer darniederliegende Handel, endlich die allgemein herrschende Unzufriedenheit und Unsicherheit nur durch Unterstützung und Verbesserung der sehr aussichtsreichen landwirtschaftlichen Produktion allmählich günstiger gestaltet werden könnten.

Wie stets in britischen Kolonien, wurden die an Geldertrag lohnendsten Plantagenkulturen, hier in Unterägypten Baumwoll-, in Oberägypten Zuckerrohranbau, bevorzugt. Die Erzeugung von Getreide, im Norden Weizen und Reis, im Süden Durra-Hirse, verminderte sich. Die Folge davon war, daß Ägyptens Einfuhr an Reis und Weizenmehl (der Weizenimport veränderte sich im Durchschnitt weniger) sich seit 1884 verfünffachte beziehungsweise verdreizehnfachte; gleichzeitig verminderte sich die Ausfuhr von Weizen und Reis um fünfundneunzig, beziehungsweise zehn Prozent.

Während des Krieges hat die anglo-ägyptische Regierung begreiflicherweise versucht, die Baumwollkultur zugunsten einer für die Selbsternährung der Bevölkerung ausreichenden Getreideproduk-

tion wieder einzuschränken, aber in einer geregelten Fruchtfolge, wie sie bei rationeller Bodenkultur notwendig ist, lassen sich derartige plötzliche Änderungen nicht leicht durchführen.

An sich ist der Baumwollbau, besonders die Kultur der hochwertigen ägyptischen Qualität, ein sehr spekulativer Erwerbszweig, bei dem viel von den oft heftigen Preisschwankungen abhängt. Jahrzehntelang wurden die geschäftsunkundigen Fellachen von den levantinischen und griechischen Einkäufern systematisch betrogen. Die Einkäufer nahmen nicht nur durch Vorschußkäufe der noch auf dem Felde stehenden Baumwolle zu niedrigen Preisen, die weit unter den Marktkursen blieben, sondern auch durch direkte Anregung der Eingeborenen zur Spekulation diesen viel Geld ab.

Allmählich ist hierin durch tägliche Bekanntmachung der Alexandriner Börsenkurse in allen Landstädten und Dörfern der Baumwolldistrikte eine Besserung eingetreten. Aber immer noch floß der größte Teil des Gewinnes den englischen und anderen europäischen, auch deutschen Baumwollhändlern zu — bis der Krieg eine furchtbare Krisis mit sich brachte und bei vielen die Gewinne samt dem Kapital verloren gingen. Der deutsche Baumwollhandel ist ebenso wie der sehr bedeutende

deutsche Importhandel durch die Gewalttätigkeit der Engländer, welche sämtliche feindlichen Firmen zwangsweise liquidierte, jetzt vollständig vernichtet. Wie sich nach dem Krieg die Entschädigung und der Wiederaufbau unseres Handels in Ägypten sowohl als in allen anderen britischen Kolonien gestalten wird, ist eine gegenwärtig unlösbare Frage.

Die Baumwollernte, welche sich 1884—1890 auf jährlich 3—3½ Millionen Kantar (zu 44,9 kg) hielt, stieg bis 1900 auf 4—6 Millionen, bis 1910 auf 6—7 Millionen Kantar Jahresertrag. Seitdem ist die Erntemenge nicht mehr gestiegen, nur 1914 erreichte sie, gerade im ersten Kriegsjahr, 7½ Millionen Kantar, und die Unmöglichkeit der Finanzierung dieser gewaltigen Menge Baumwolle hatte die schlimmsten Folgen. Als Gründe für den Stillstand, ja in manchen Jahren zu bemerkenden Rückgang der Ernteerträge wurden Baumwollschädlinge, insbesondere der durch Regierungsmaßnahmen eifrig bekämpfte Baumwollwurm, sodann eine fortschreitende Degeneration der bisher am meisten angebauten ägyptischen Baumwollsorte „Mitafifi", endlich technische Nachlässigkeit der Fellachen bei der Kultur, unrichtige Bewässerung und dergleichen angeführt. In den letzten Jahren hat die nach dem griechischen Züchter

benannte verbesserte Baumwollvarietät „Sakellaridis" erhebliche Ausdehnung erreicht, und sie scheint allmählich die Mitafifi zu verdrängen.

Der Anbau des Zuckerrohres in Oberägypten war früher von größerer Bedeutung als heute. Er dient zu einem großen Teil dem Inlandkonsum, lohnt sich auf guten Bodenarten vorzüglich, ist aber im letzten Jahrzehnt in Mittelägypten durch den sich nach Süden hin ausbreitenden Baumwollbau verdrängt worden und hat infolge der Schließung vieler unrentabler altmodischer Zuckerfabriken der Daira Sanieh-Verwaltung im Jahre 1903 sowie durch die Faillite der großen französischen Aktiengesellschaft Société Générale des Sucreries et de la Raffinerie d'Egypte 1905 erhebliche Einbuße erlitten. Während 1900—1903 noch 920—950 Millionen Kilogramm pro Jahr erzeugt wurden, fiel der Ertrag in den folgenden Jahren auf je 400—600, 1908 auf 255 Millionen Kilogramm, um von da ab wieder langsam zu steigen. Die Einführung ertragreicher javanischer Zuckerrohrvarietäten hat die Ausbeute erhöht, und die Verbesserung der oberägyptischen Irrigationsanlagen ermöglicht eine Ausdehnung der Kulturflächen.

Von Anfang an hat die Ausgestaltung und Mo-

dernisierung der Bewässerungsanlagen, der Kanäle und Stauwehre, die vollste Aufmerksamkeit der Engländer gefunden. Unter der Leitung tüchtiger, mit den nordindischen Irrigationsverhältnissen vertrauter Ingenieure haben sie die regelmäßig bewässerte Kulturfläche des Niltales, insbesondere im Norden, vergrößert und durch den Bau des großen Stauwehres von Assuan die Wasserversorgung ganz Ägyptens im Sommer sehr erhöht. Es waren grundsteuerpflichtig, also unter Kultur in den Jahren 1882—1890 4,7—4,8 Millionen Feddan (à 4200 qm); 1890—1900: 4,8 bis 5,5 Millionen Feddan; und von da ab ist das Areal noch langsam um einige Hunderttausend Feddan weiter gestiegen.

Parallel damit hat sich die Bevölkerung Ägyptens seit der britischen Besetzung wie folgt vermehrt: Sie betrug 1882: 6,8 Millionen; 1897: 9,7 Millionen; 1907: 11,3 Millionen und wird gegenwärtig auf 12,2 Millionen Köpfe berechnet, ohne den anglo-ägyptischen Sudan. Dies ergibt eine Bevölkerungsdichtigkeit von fast 480 Köpfen auf den Quadratkilometer kultivierten Landes, eine der höchsten Ziffern der Erde.

Der Charakter der Landbevölkerung — etwa neunzig Prozent der Eingeborenen gehören dazu

— ist von alten Zeiten her sich gleich geblieben, nur sind bei dem zahlreichen, unter der britischen Oberherrschaft geborenen Nachwuchs die Unselbständigkeit und die friedliche, auf Erwerbstätigkeit und Familienleben gerichtete Neigung noch stärker ausgeprägt als früher. Der geistige Bildungsgrad ist unter englischer Verwaltung nur unwesentlich verbessert worden; so waren 1897 von 1000 Männern 920 des Lesens und Schreibens unkundig, im Jahre 1907 immer noch 915. Die hauptsächlich auf Wertproduktion und auf Niederhalten der eingeborenen Bevölkerung gerichtete Politik der britischen Verwaltung wird noch deutlicher, wenn man die Summen vergleicht, welche die ägyptische Regierung für Bewässerungswerke und andererseits für Unterrichtswesen jährlich ausgab; die Ziffern waren beispielsweise für das Jahr 1902 (ordentliche und außerordentliche Ausgaben) 1 708 468 beziehungsweise 109 353 ägyptische Pfund (à Mark 20,70); im Jahre 1908 waren die entsprechenden Ziffern 2 524 272 und 432 372 ägyptische Pfund.

Ein sehr wichtiges Bevölkerungselement, besonders in wirtschaftlicher Beziehung, bilden die Griechen und Levantiner, welche sich besonders in diesem Jahrhundert in Ägypten ganz enorm

vermehrt haben. Über die Levantiner, diese undefinierbaren Menschentypen, gibt es keine Statistik. Betrachtet man doch als Levantiner nicht nur alle die zahlreichen Mischungen von Griechen, Italienern, Syrern, Juden, Armeniern, welche in der Levante geboren sind, sondern mit Recht auch manche aus Südeuropa eingewanderte Geschäftsleute, deren Zuverlässigkeit und Moral mit der jener Erstgenannten auf eine Stufe zu stellen ist — das heißt alle die, welche vom Orient verdorben sind, und deren gibt es gar viele.

Die griechische Einwanderung hat sich in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt, da die Verhältnisse gerade im Kleinhandel, dem von den Griechen in Verbindung mit Wuchergeschäften vorzugsweise ausgeübten Erwerbszweige, sich sehr günstig gestaltet haben und die Engländer — wohl als Gegengewicht gegen die sich so stark vermehrende einheimische Bevölkerung — die Einwanderung nicht ungern sahen.

Eine andere — alljährlich nur vier Monate dauernde — Ein- und Auswanderung, die im Kriege vollständig aufgehört hat, war in ihrem Einfluß auf das Nilland durchaus nicht zu unterschätzen: Die Fremdensaison, welche Lungen- und Nierenkranke sowohl als die Reichen und Reichsten

aus allen Erdteilen während der Monate Dezember bis März nach dem Lande der Pharaonen hinzog. Mannigfache Interessen waren es, die diese Reisenden erfüllte, Reiselust, Wissensdurst nach dem alten und neuen Orient, sehr oft auch reine Vergnügungssucht — ein jeder kam auf seine Kosten. Die glänzenden gesellschaftlichen Veranstaltungen, welche in Kairo in den Kreisen der Diplomatie, der hohen englischen Beamten und Militärs sowie der einheimischen Millionäre, aber auch in den von internationalem Hochadel und Finanzaristokratie besuchten prächtigen Hotels jeden Winter stattfanden, hatten kaum ihresgleichen in anderen Winterkurorten. Und eine Eigenart der Kairiner Gesellschaft, bunte Internationalität, bot nie versagende Anregung, die beliebteste Attraktion für die verwöhnten Wintergäste.

Der Geist des Mahdi

Im Jahre 1896 begann die anglo-ägyptische Regierung die Vorbereitungen zur Wiedereroberung des Sudan, welcher zwölf Jahre zuvor infolge saumseliger, völlig unzureichender Verteidigung seitens der unter General Gordons Führung versagenden ägyptischen Truppen an den Mahdi verloren gegangen war. Diesen vom Glück begünstigten Verkünder einer neuen, reineren mohammedanischen Lehre und unumschränkten Herrscher über Hunderttausende fanatischer dunkelfarbiger Halbblutaraber und Neger ereilte bald nach seinem Siege über die Engländer der Tod im Jahre 1885. Aber sein Nachfolger, der weniger hoch begabte, grausame Chalifa Abdullahi, blieb noch lange Zeit ungestört im Besitze seiner Macht, zumal die Engländer vorerst in Ägypten selbst mit großen politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Der endlich unternommene Vormarsch geschah unter Sirdar Kitcheners Führung in planmäßiger, militärisch musterhafter Weise, und er kann als Vorbild für andere Expeditionen in wilde, bisher dem Weltverkehr noch verschlossene Länder dienen:

Es wurde von Wadi-Halfa, der letzten mittels Dampfer von Norden her erreichbaren nubischen Station, quer durch die wasserlose Wüste bis Abu Hamed eine vollspurige Militäreisenbahn erbaut und nach einigen siegreichen Gefechten bei Abu Hamed und Atbara gegen die Derwische, die Anhänger des Chalifa, alsbald weiter nach Süden hin verlängert. Bei Omdurman, der Hauptstadt des Mahdistenreiches, vernichtete Kitchener die Streitmacht der Derwische vollständig. Der Angriff der todesverachtenden, von wahnwitzigem Fanatismus entflammten Derwische, wie sie, meist nur mit Handspeeren bewaffnet, in immer neuen Haufen von Zehntausenden unter donnerndem Schlachtruf „Lá iláha illa-lláh u Mohámmed rasul íllah" (ihrem Glaubensbekenntnis: „Es gibt keinen Gott als Gott und Mohammed ist sein Prophet!") gegen die sie alle niedermähenden britischen Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze vorwärtsstürmten, war einer der tragischsten Momente der modernen Kriegsgeschichte; erst jetzt beginnt er vor den Schlachten des Großen Krieges zu verblassen.

Die Macht des Kalifen war gebrochen, er selbst wurde bald darauf auf der Flucht eingeholt und getötet. Um jede Erinnerung und jedes sichtbare

Zeichen an die englandfeindliche Glaubenslehre der Derwische zu zerstören, ließ Kitchener die Gebeine des Mahdi zerstreuen und sein schönes Grabmal in Omdurman dem Erdboden gleichmachen. Er beging damit aber einen nicht nur von den geschlagenen Derwischen, sondern von allen Mohammedanern der Welt tief empfundenen Frevel, denn die absichtliche Zerstörung der Grabstätte eines Heiligen — und der Mahdi galt überall als solcher — ist das schlimmste aller Verbrechen.

Der Orient lebt langsamer als Europa, er vergißt auch langsamer; die Untat von Omdurman ist noch heute mit dem Namen Kitcheners unauflöslich verknüpft. „Des Mahdis Geist wird die Engländer strafen" — vielleicht behält diese Überzeugung recht!

Unter Kitchener sowie seinem Nachfolger als Sirdar und Generalgouverneur des anglo-ägyptischen Sudan, Wingate, und dessen rechter Hand, dem Generalinspekteur Sir Rudolf Ritter von Slatin, wurden die Grenzen des britischen Territoriums nach allen Seiten hin erweitert. Im Osten bildet die neue Hafenstadt Port Sudan, unweit des alten Suakin, einen wichtigen maritimen Stütz-

punkt an der Küste des Roten Meeres. Die Grenze gegen Abessinien wurde vorwärts geschoben, aber die von englischen Ingenieuren dringend befürwortete Besetzung des Berglandes am Tsanasee, welches für die spätere Schaffung eines gewaltigen Werkes zur Regulierung des Niles notwendig wäre, gelang bisher noch nicht. Nach Süden erreichte der Sudan das britische Protektorat Uganda; die Grenzlinie gegen den belgischen Kongo-Staat erfuhr eine Berichtigung, und nach dem erzwungenen Rückzug der Franzosen von Faschoda entfernte sich die Grenze des französischen Sudans weit vom Nil. Die Eroberung des ganzen Bahr el Gazal-Gebietes und die besonders durch freundschaftliche Diplomatie gewonnene Schutzherrschaft über Dar-Fur, das Reich des klugen Sultans Ali Dinar, vermehrte das Areal des anglo-ägyptischen Sudans sehr bedeutend.

Allzu weit hinaus erstreckten sich die militärischen Aufgaben der Sudan-Regierung, als sie von England aus Befehl erhielt, in Britisch-Somaliland gegen den „Mad Mullah" (den „tollen Mullah") vorzugehen und seine Macht womöglich zu vernichten. Der Mullah war aber gar nicht toll, sondern ein sehr kluger, religiöser und kriegerischer Führer, welcher mehrere der nomadischen Somali-

Stämme unter seiner Leitung vereinigte und den Engländern an der Küste sowie ihren Inlandexpeditionen solche Schwierigkeiten zu bereiten wußte, daß man schließlich mit Rücksicht auf die unlohnenden Ausgaben auf die Fortsetzung der Operationen verzichten mußte.

Im Norden dehnte sich Ägypten an der Mittelmeerküste bis an die Bucht von Sollum aus, und auch Italien mußte bei der Besetzung von Tripolis und Bengasi die Erfahrung machen, daß Grenzregulierungen mit England immer nach dessen Forderungen geschehen müssen.

Unweit der Grenze liegt Djarabub, die frühere Residenz des Oberhauptes des Senussi-Ordens, welche gegenwärtig in der Oase Kufra in der Libyschen Wüste, auf ägyptischem Boden, sich befindet. Ähnlich wie im Sudan und in Somaliland, so haben sich hier aus den Beduinen- und Negerstämmen der östlichen Sahara nach manchen Angaben sechs, nach anderen zehn Millionen Menschen zu einer Art Nomadenstaat vereinigt, der in seinem Führer gleichzeitig ein weltliches und geistliches Oberhaupt verehrt. Die ursprünglich rein religiöse Brüderschaft der Anhänger des Senussi ist schon über achtzig Jahre alt, aber ihr

wirtschaftlicher und politischer Einfluß in der Sahara ist erst in den letzten Jahrzehnten hervorgetreten. Im Gegensatz zu anderen religiösen Führern haben die Leiter der Senussiten sich nicht nur in kriegerischen Unternehmungen, sondern auch in geschickter Entwicklung von Handelsbeziehungen mit den innerafrikanischen Stämmen und ferner durch diplomatisches Talent ausgezeichnet. Vergeblich haben die Engländer seinerzeit versucht, durch Vermittlung des befreundeten Sultans Ali Dinar von Dar Fur mit dem Oberhaupt der Senussiten einen Vertrag abzuschließen, er ließ sich nicht fangen, denn sein erster Grundsatz ist unversöhnlicher Kampf gegen alle Feinde des Islams.

Während des italienischen Feldzuges in Tripolitanien hat sich zwischen Enver Bey und den Senussiten ein enges Freundschaftsverhältnis entwickelt, welches im Großen Kriege durch Kooperation der letzteren mit der Türkei in ihren Angriffen gegen die Engländer noch bekräftigt worden ist.

Was allerdings die militärische Leistungsfähigkeit der zwar gut bewaffneten, aber undisziplinierten, nur durch ihren Fanatismus angespornten Beduinentruppen anbetrifft, so darf man sich

hierüber keine allzugroßen Illusionen machen. Sie haben, wenn die Berichte wahr sind, mit der Vertreibung der Italiener aus dem zuvor eroberten Inland von Tripolitanien und Bengasi und der fortwährenden Beunruhigung der anglo-ägyptischen Mittelmeerküste sowie des mittel- und unterägyptischen Kulturlandes selbst so viel geleistet, als ihnen möglich war, gegen britische Maschinengewehre und Geschütze können sie allein nicht vorgehen.

Auffallend erscheinen bei oberflächlicher Betrachtung die großen Unterschiede, welche in der Haltung der verschiedenen mohammedanischen Völker gegenüber dem gemeinsamen großen Ringen gegen die schlimmsten Feinde des Islams hervortreten: Der Scheich ul Islam in Konstantinopel hat für alle Anhänger des Islams den Djehad, den Heiligen Krieg, proklamiert. Dieser Aufruf legt nach den Vorschriften Mohammeds allen Gläubigen die Pflicht auf, die Ungläubigen, mit Ausnahme der durch Freundschaftsverträge mit ihren mohammedanischen Herrschern verbundenen fremden Staaten, auf jede mögliche Weise zu bekämpfen. Die Türken, eine Anzahl arabischer Stämme, die Senussiten und Marok-

kaner sind dem Rufe gefolgt, aber in Algerien, Tunis, Ägypten, Persien, Indien ist, abgesehen von lokalen Ruhestörungen, bisher wenig von allgemeinen Aufständen oder blutiger Bekämpfung der verhaßten französischen, englischen oder russischen Glaubensfeinde zu bemerken gewesen.

Die Gründe dieser Erscheinung sind, soweit sie nicht auf Unkenntnis der Proklamation des Heiligen Krieges beruht, einesteils in dem gelockerten Zusammenhalt des Islams, anderenteils in jahrzehntelangen, auf den orthodoxen mohammedanischen Glauben zersetzend wirkenden europäischen Einflüssen zu suchen.

Der Panislamismus, die von Konstantinopel ausgegangenen, in ihrer Bedeutung und „Gefahr" für von Mohammedanern bewohnte Kolonien von den Briten absichtlich übertrieben dargestellten Bestrebungen zu einer Annäherung und einem Zusammenschluß aller Bekenner des Islams, zunächst nur auf abstrakt religiösem Gebiet, hatten bis vor kurzem nur geringe Erfolge aufzuweisen. Die Anhänger der nationalistischen Bewegung in den mohammedanischen Ländern standen dem Wunsche engerer Beziehungen zwischen allen Glaubensgenossen naturgemäß freundlich gegen-

über. Aber gerade der in ihren Kreisen vorherrschende religiöse Liberalismus schadete dem ursprünglich auf orthodoxe Glaubensgemeinschaft gerichteten Panislamismus mehr, als die theoretische Sympathie ihm nützte.

Ein Umschwung trat mit einem Schlage während des Krieges ein, als die dem Islam als solchem geltende Feindschaft der Vierverbandsmächte klar zutage trat. Die Folge davon war, zunächst auf geistigem, sodann auch auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet, das Bedürfnis aller Mohammedaner nach gemeinsamer Bekämpfung und Abwehr der Feinde, nach Kooperation mit den ihnen befreundeten siegreichen Zentralmächten.

Aber die Geschicklichkeit britischer Kolonialpolitik hatte einer solchen Möglichkeit wirksam vorgebeugt — es fehlte an allem, an Organisation, an Waffen, an Geld, an Führern, und strenger als je zuvor wurde von den Engländern und Franzosen jeder Versuch einer Aufwiegelung unterdrückt. Der gute Wille war und ist vorhanden, aber in den fremder Herrschaft unterworfenen Gebieten war an eine aktive Teilnahme am Großen Weltkriege nicht zu denken. Nur da, wo die freie Wüste Englands und Frankreichs Despotie Grenzen setzte, konnte der ungeschwächte, wilde Glau-

bensfanatismus stolzer Beduinenstämme sich entfalten und in unermüdlichen Angriffen gegen die Feinde äußern.

Friedliche, wirtschaftlich lohnende Tätigkeit, Toleranz in allen politisch unwichtigen Gebräuchen und Gewohnheiten sowie absichtliche Fernhaltung alles dessen, was Fanatismus, moderne Ideen von persönlichen Rechten, Selbständigkeitsgefühl oder Beziehungen zum unabhängigen Ausland befördern könnte — durch solche, in jahrhundertelanger Kolonialerfahrung ausnahmslos bewährte Mittel wußten die Engländer aus den Nachkommen der früheren, kampfesfrohen, unbändigen Fanatiker bescheidene, untertänige Fellachen zu formen, die zu gewaltsamen Regungen gänzlich unfähig wurden. Ein typisches Beispiel dieses so oft wiederholten Vorganges ist im anglo-ägyptischen Sudan an den ehemals so fanatischen Derwischen zu sehen, welche entgegen den in Europa gehegten Erwartungen keinerlei organisierten Aufstand gegen die Engländer beginnen konnten.

Es ist eine geistige Degeneration; ähnlich derjenigen, welche eingesperrte, aber wohlgenährte, dem Kampf ums Dasein entrückte Raubtiere im

Zoologischen Garten erleiden. Wehe ihnen, wenn sie ihre Freiheit wiedererlangten, sie würden elend zugrunde gehen!

Für die unterjochten Kolonialvölker Groß-britanniens gibt es nur eine Rettung nach etwaiger Befreiung von englischer Herrschaft: Allmähliche, unter wohlwollender fremder Unterstützung durchzuführende geistige Hebung der Gesamtheit mittels guter Schulen und Fachunterricht; nur auf diese Weise kann spätere Selbstverwaltung auch der eingeborenen Volksstämme vorsichtig vorbereitet werden.

Sinai

Ein vergessenes Stück Erde konnte man bis vor kurzem die fast sechzigtausend Quadratkilometer große Sinai-Halbinsel nennen, trotz ihrer hervorragenden Lage: Beherrscht sie doch die an ihrer Westgrenze durch den Suez-Kanal und den Golf von Suez führende wichtigste Schiffahrtsroute zwischen Europa und Indien und bildet gleichzeitig als Brücke zweier Erdteile, Asiens und Afrikas, sowie als Verbindung zwischen Syrien-Palästina und Ägypten einen Übergang, welcher vielleicht in Zukunft einmal viele andere Knotenpunkte des Weltverkehrs an Bedeutung übertreffen wird.

Die Engländer wären blind gewesen, wenn sie diese Tatsachen und Möglichkeiten nicht schon seit langem bemerkt hätten, und nicht umsonst ließen sie es in der Grenzfrage im Jahre 1906 sogar auf einen Krieg gegen die Türkei ankommen: Sie mußten im Interesse ihrer Herrschaft über den Suez-Kanal und ihrer Position in Ägypten den türkischen Einfluß so weit als möglich nach Osten zurückdrängen. Das gelang ihnen vollkommen, indem die neue Grenzlinie, die von Tell Rafah bis Taba, dicht bei der türkischen Station Akaba,

verlief, die ganze Halbinsel in den Besitz Ägyptens brachte.

Dieser Erfolg wurde in englischen Kreisen in Ägypten mit großer Freude begrüßt. Ließ er doch eine baldige wirtschaftliche und verkehrstechnische Aufschließung des bisher Jahrhunderte hindurch unbeachteten Sinai-Gebietes erwarten — zumal auch nach Berichten der Eingeborenen und der wenigen bisher ins Innere vorgedrungenen wissenschaftlichen Forschungsreisenden ein Teil der wüstenartigen Steppe der Halbinsel wohl für Kultur gewonnen werden könnte, und ferner der Reichtum des südlichen Gebirgsstockes an wertvollen Mineralien eine systematische Ausbeutung zweifelsohne lohnen würde.

Aber nichts geschah. Lord Cromers Abgang, welcher so vieles in der anglo-ägyptischen Politik und Verwaltung änderte, hatte ein Verschwinden jeglichen Interesses an der Sinai-Halbinsel zur Folge. Das neuerworbene, ertraglose Gebiet wurde als unangenehme, wenn auch aus strategischen Gründen notwendige Bürde empfunden; Geld war nach der schweren Finanzkrisis von 1907 sowieso wenig vorhanden, und daher beschränkte sich Gorst auf Beibehaltung der von Cromer provisorisch getroffenen administrativen Anordnungen.

An hundert Kleinigkeiten ist an Ort und Stelle die auffällige Vernachlässigung des Sinai-Gebietes wahrzunehmen: Aus dem Mangel an sauberen Brunnen, selbst an den Wohnorten der früheren britischen Inspektoren, aus dem Fehlen an Verkehrswegen und sogar von einigermaßen zuverlässigen topographischen Karten — alles Dinge, die sonst in jeder neuerworbenen britischen Kolonie schon in den ersten Jahren primitivster Verwaltung angelegt und beschafft werden. Und für eine Erleichterung oder Vermehrung des in der günstigen Jahreszeit stets regen Handelsverkehrs zwischen Syrien-Palästina und Arabien mit Ägypten einerseits und dem westlichen Nordafrika andererseits tat das sonst so sehr auf Hebung des Handels erpichte England absichtlich gar nichts.

Der wahre Grund dieser Vernachlässigung war Absicht, nämlich der Wunsch, den Suez-Kanal, einen der verwundbarsten Punkte im Britischen Weltreich, durch einen für etwaige feindliche Armeen unüberwindlichen Grenzwall, durch die zweihundert Kilometer breite Sinai-Wüste zu schützen. Daher die Erhaltung des Urzustandes in jenem Gebiet, welcher erst jetzt mit deutscher Hilfe überraschend schnell der Einführung moderner Kultur weicht!

Aber noch eine andere Folgerung läßt sich aus der eigentümlichen, an mittelalterliche Verteidigungsmethoden erinnernden Absicht der Engländer ziehen: Sie fürchteten sich vor einer in baldiger Zukunft erwarteten feindlichen Invasion von Osten her, und sie verrieten ein Gefühl von Schwäche, indem sie auf den Beginn ihres im stillen so sehr gewünschten Bahnbauprojektes zwischen Ägypten und dem Persischen Golf sowie auf alle Entwicklungsmöglichkeiten von Kultur und Handel auf der Halbinsel verzichteten. — Die Kriegsereignisse haben ihrer Angst recht gegeben, denn wenn die Sinai-Halbinsel im Winter 1914/15 schon einigermaßen durch Wasserstationen und Verkehrsmittel erschlossen gewesen wäre, so hätte England den Suez-Kanal und Ägypten nicht lange gegen den Angriff der Türken halten können.

Die militärischen Operationen, welche während des Großen Krieges auf der Sinai-Halbinsel stattgefunden haben, werden nach Friedensschluß ohne Zweifel in allen Einzelheiten geschildert und veröffentlicht.

Nicht nur das politische Tagesinteresse, welches gegenwärtig öfters Grund hat, sich mit der Sinai-

Halbinsel zu beschäftigen, sondern die später zweifellos wachsende strategische und wirtschaftliche Bedeutung dieses bisher so gut wie völlig unbekannten Gebietes rechtfertigt eine etwas ausführliche Schilderung seiner gegenwärtigen Beschaffenheit. Im Laufe zweier kürzlich unternommenen, auf zusammen fünf Monate sich erstreckenden Expeditionen sowie bei einer früheren Kreuzfahrt im Golf von Suez hatte ich Gelegenheit, viele der hier wiedergegebenen Einzelheiten selbst festzustellen.

Die Sinai-Halbinsel läßt zwei ziemlich deutlich geschiedene Teile erkennen. Im Norden erstreckt sich eine von Sandhügeln und niedrigen Bergketten (meist unter 1000 m Meereshöhe) durchzogene Ebene, welche nur nach Osten hin mehr gebirgigen Charakter annimmt und etwas höhere Erhebungen (wie den Djebel Lussan, 1205 m) aufweist. Im Süden ist die ganze Spitze der Halbinsel von rauhem Hochgebirge eingenommen, welches in dem Sinai-Massiv, den Gipfeln des Djebel Mussa und des Djebel Katherin, Höhen von 2244 bzw. 2602 m erreicht. Diese beiden Berge beherrschen weithin das Rote Meer, und bei der meist klaren Luft bieten sie eine weite Fernsicht von grandioser Schönheit auf die asia-

tische und afrikanische Wüste zu beiden Seiten. Die Grenze zwischen der Ebene und der Gebirgsregion wird ungefähr durch die Suez mit Akaba verbindende alte Pilgerstraße bezeichnet, während die Ost- und Westgrenze der Sinai-Halbinsel durch den Suez-Kanal und etwa die bisherige ägyptisch-türkische Grenze gebildet wird.

Nicht nur ihrer Oberflächenbeschaffenheit nach, auch sonst sind die beiden Teile der Halbinsel wesentlich voneinander verschieden.

Die nördliche Ebene besitzt keinen das ganze Jahr hindurch fließenden Wasserlauf, wird aber von sehr zahlreichen trockenen Flußtälern von teilweise bedeutender Breite und Länge durchzogen. Eines der größten dieser „Wadis", wie diese den größten Teil des Jahres über wasserlosen Flußläufe genannt werden, ist das Wadi el Arisch, welches nach Aufnahme vieler Nebenwadis unweit des Hafenortes El Arisch ins Mittelmeer mündet. Bei der Ungenauigkeit der bisherigen topographischen Aufnahmen auf der Sinai-Halbinsel ist es nicht möglich, sich ein klares Bild von dem Verlauf und Zusammenhang der Wadis zu machen. Es scheint aber, daß mit Ausnahme der nahe an der Nordküste unmittelbar ins Mittelmeer mündenden Wadis die meisten zu dem Flußsystem des Wadi el Arisch

gehören. Nur ein oder wenige Male im Winter füllen sich die vom Gebirge herabführenden Wadis mit Wasser, welches in einer mächtigen Flutwelle große Felsblöcke mit sich fortreißt und die Ufer und Vegetation des Flußbettes im Nu zerstört. Durch seine Nebenflüsse schnell anschwellend entwickelt sich das Wadi el Arisch binnen zwei bis drei Stunden zum gänzlich unpassierbaren, reißenden Strome von stellenweise über einem Kilometer Breite und ergießt seine gelben, schlammigen Fluten ins Meer. Im Frühjahr und Sommer bleibt von diesen selten über drei Tage hintereinander fließenden Wassermengen nur hier und da ein kleiner, schmutziger Tümpel übrig, aus dem Menschen und Tiere gierig das kostbare Naß genießen. Nicht alle Jahre sind gleich, es gibt auch Winter, in denen infolge von Mangel an Regen und Zuflüssen im Gebirge gar kein Wasser zu Tal kommt — das bedeutet für den folgenden Sommer schlimme Wassersnot.

Außer den stehenden Pfützen gibt es an vielen Stellen, insbesondere in der Nähe der Mittelmeerküste und des Suez-Kanales viele Wasserlöcher von geringer (zwei bis acht Meter) Tiefe, welche zumeist stark salziges oder auch bitteres Grundwasser führen. Wichtiger für die Versorgung von Menschen und

Tieren sind die weniger zahlreichen, tiefen (zwölf bis sechzig Meter) artesischen Brunnen, die, wenn sie nicht infolge ungeschickter Anlage durch Infiltration höher liegender Salzschichten verdorben sind, kristallklares süßes Wasser liefern. Es war eines der größten Verdienste des bekannten Wünschelrutenforschers Otto Edler von Graeve, die Zahl dieser artesischen Brunnen in der Sinai-Ebene erheblich vermehrt und für ihren weiteren Ausbau wertvolle Anordnungen gemacht zu haben. Ist doch die Wasserbeschaffung dort für alles Leben die erste Vorbedingung.

Ihrer Bodenbeschaffenheit nach ist die nördliche Sinai-Ebene zum Teil sandig, besonders an der Meeresküste und in einem etwa sechzig Kilometer breiten Streifen am Suez-Kanal entlang, wo weicher, im Sturmwind seine Oberfläche häufig verändernder Flugsand selbst für Kamele eine schwer zu überwindende Strecke bildet, allen Fuhrwerken aber ein unübersteigliches Hindernis bedeutet. Nur durch Straßenbau oder besser durch technisch sorgfältig auszuführenden Eisenbahnbau ist der Flugsand zu überschreiten — das haben die Engländer schon im Sudan-Feldzug gezeigt!

Ein anderer Teil der Ebene ist steinig, mit einer

harten, lehmigen Bodenkruste über sandigem Lehm oder Kalkton und unzähligen kleinen bis tellergroßen Feuersteinen oder schwarzen Eisensteinbrocken ganz übersät. An anderen Stellen finden sich blendend weiße Kalkklippen und rundliche, bröckelige Gipshügel, deren gänzliche Unfruchtbarkeit zum Unterschied von dem Lehmboden an dem völligen Mangel an Vegetation ersichtlich ist.

Im übrigen ist die Sinai-Wüste, welche auf weiten Strecken in der Ebene viel eher Steppencharakter hat, keineswegs vegetationslos. Im Gegenteil, man sieht oft Landschaftsbilder, in denen die trockenen Wadi-Ufer mit ihrem dichten Baumwuchs fast europäischen Gebirgsschluchten gleichen, und ausgedehnte, mit frischem Grün bedeckte Flächen sind sogar im Hochsommer zu erblicken. Allerdings täuscht der Anblick aus der Ferne in einer Beziehung, es sind nicht Gräser, sondern harte, lederartige Blätter tropischer Wüstenpflanzen, Ginsterarten, Tamarisken und andere Gewächse, die wenig Wasser verbrauchen.

Die Fauna des Landes besteht aus einem einzigen Raubtier, dem Gepard, aus der häufig vorkommenden Gazelle, dem Steinbock, Hasen, Springmäusen, ferner zahlreichen Raubvögeln, Adlern,

Falken, Geiern, vielen Eidechsen und Schlangen, unter anderen der häufigen, sehr giftigen Hornviper, endlich Fliegen, Grillen, Lauf- und Sandkäfern und Skorpionen.

Durch die Steppennatur des Landes auf ein Nomadenleben angewiesen, versuchen die Beduinen nur selten an einigen von unterirdischen Wasserläufen oder Grundwasser befeuchteten Stellen eine primitive Bodenkultur. Sie bauen Wassermelonen, Gerste, Feigen, Rizinus, Mais, vor allem aber überall da, wo die Wasserversorgung ausreicht, also besonders an der Nordküste, Dattelpalmen an. Ihr eigentlicher Erwerbszweig ist die Tierzucht, und ihre Kamel-, Schaf- und Ziegenherden bilden ihren ganzen Reichtum, um den sie oft grimmige Kämpfe ausfechten. Die in der Sinai-Ebene vorkommenden Haustierrassen sind minderwertig, und Armut und geistiger Tiefstand der Sinai-Beduinen verglichen mit anderen Beduinenstämmen lassen eine selbständige Verbesserung ihrer Lage nicht erwarten. Sie müssen der vordringenden Kultur weichen.

Zwei große Veränderungen wird voraussichtlich in nicht allzu ferner Zukunft die moderne Kultur der Sinai-Ebene bringen: Einerseits die Schaffung

mehrerer für den Weltverkehr bedeutsamer Straßen und Eisenbahnlinien, andererseits die Bewässerung und Bebauung ausgedehnter Flächen durch Anlage von Stauwerken.

Der für Automobilverkehr und Lastentransport unentbehrliche, bereits begonnene Bau von dauerhaften Landstraßen wird weiterhin ohne Zweifel dem Binnen- und Überlandverkehr entsprechend kräftig gefördert werden. Die Anlage der Straßen ist zumeist nicht schwer, da Steinmaterial reichlich vorhanden ist; nur Wasser- und Nahrungsversorgung für die Arbeiter muß vorgesehen werden. Schwierig ist der Straßenbau nur in der Flugsandregion, wo weit und breit kein Stein vorkommt und das Heranbringen mittels Fuhrwerks unmöglich ist. Hier bleibt das Lastkamel das einzige, wenn auch infolge seines Nahrungsbedarfes sehr unpraktische Transportmittel.

Viel wichtiger ist der Bau von vollspurigen Eisenbahnen, und von ihnen hängt denn auch die ganze Zukunft der Sinai-Ebene ab. Es gibt drei durch die geographische Lage vorgezeichnete Routen für Bahnbauten: die Nordroute, die mittlere Route und die Südbahn. Die erstere wäre, zunächst als westliche Abzweigung der von Jaffa—

Wadi—Serar nach Bir el Saba verlaufenden Linie über Gazza—Rafah—El Arisch auf dem Wege der alten Karawanenstraße nach Kantara, zum Anschluß an die von den Engländern bereits in Vollspur ausgebaute Verbindungsbahn Ismailia—Port Said anzulegen. Die mittlere Route würde von Bir el Saba aus über Audjet el Hafir in ziemlich gerader, nur durch lokale Besonderheiten der Bodenoberfläche unwesentlich abgelenkter Linie nach Ismailia verlaufen. Die Südroute endlich wäre die von den Engländern projektierte Bahn von Suez nach Akaba und bis zur Hedjas-Bahn ungefähr auf der Trasse der alten Pilgerstraße.

Unüberwindliche technische Schwierigkeiten bietet keine der drei Linien, und jede von ihnen hat ihre besonderen Zwecke zu erfüllen: Die Nordbahn wird zunächst die wichtigste Verbindungslinie für den Handel und Touristenverkehr zwischen Ägypten und Syrien-Palästina, und sie wird gleichzeitig zur Besiedelung und intensiveren Kultivierung der wasserreichen Nordküste der Halbinsel viel beitragen. Die mittlere Route ist strategisch von größter Bedeutung, und obwohl sie anfangs auf der dünn bevölkerten Ebene nur eine Reihe von Militärstationen miteinander und mit Ägypten verbinden

würde, so ist sie für die Anlage von großen Bewässerungswerken und die dadurch mögliche Melioration weiter Bodenflächen in jener Region unentbehrlich. Die Südstrecke endlich hat vor allem den Zweck, durch Herstellung einer direkten Verbindung zwischen dem ägyptischen Bahnnetz und der östlich unweit von Akaba verlaufenden Hedjas-Bahn den Transport der afrikanischen Mekkapilger, welcher bisher auf englischen Schiffen nach Djedda im Roten Meer geschah, regelmäßig auszuführen. Ihre spätere Bedeutung für den transkontinentalen Weltverkehr wird wohl erst in ferner Zukunft zur Geltung kommen, wenn ihre Verlängerung in der Richtung nach Basra und womöglich weiter nach Osten, gen Indien, möglich ist.

Für eine Kulturbarmachung sind ihrer Bodenqualität und Lage nach ausgedehnte Areale der Sinai-Ebene geeignet. Die Dattelpflanzungen und die stellenweise ziemlich regelmäßig angebauten Felder seßhafter Beduinen an der Nordküste könnten durch Ansiedlung ägyptischer Fellachen und Unterstützung der Bauern durch Saatgut- und Düngemittellieferungen sehr erheblich ausgedehnt werden, und als Abnehmer jeder noch so hohen

Produktion ist das benachbarte Ägypten stets sicher.

Die Aufgabe großer, durch die auf der Halbinsel herrschende Regierung privilegierter Unternehmer oder Unternehmergesellschaften, oder auch der Regierung selbst, wäre es, an bestimmten, von Natur vorzüglich geeigneten Punkten Stauwerke anzulegen. Sie würden die nur zeitweise in den Wadis herniederströmenden ungeheuren Wassermassen wenigstens teilweise auffangen und in geregelter Weise an die tiefer gelegenen Flächen verteilen. Beispiele für die Ausführbarkeit und die Erfolge derartiger Bewässerungswerke gibt es im nahe gelegenen, seiner Bodenbeschaffenheit nach sowohl als klimatisch gleichartigen Ägypten mehrfach. Wasser ist in trockenen subtropischen Ländern mehr als Gold wert, und nirgends in der Welt kann so schnell wie hier ein völlig ertragloser Boden in hochwertiges Kulturland mit dreifacher jährlicher Ernte verwandelt werden — nur durch den Bau von allerdings anfangs kostspieligen Bewässerungswerken.

Die Besiedelung der gegenwärtig leeren Wüstensteppe bietet keinerlei Schwierigkeiten, sobald einmal die Bewässerung gesichert ist. Aus dem übervölkerten Ägypten kommen mit Freuden Zehn-

tausende erfahrener, fleißiger Ackerbauer überallhin, wo ihnen unter ähnlichem Klima Land und Wasser geboten wird; sie haben längst gelernt, welche Gewinne, im großen wie im kleinen, durch Bewässerung von Wüstenboden zu erzielen sind. — Nur darf England nicht mehr im Nilland herrschen!

Unwirtlich, nahezu völlig menschenleer, ein rauhes, vegetationsloses und wasserloses Hochgebirge, so erscheint das die Südhälfte der Halbinsel erfüllende Sinai-Gebirge im Gegensatz zu der freundlicheren Nordebene. Nichts bietet dieses unwohnliche Gebiet äußerlich, was zur Ansiedlung oder auch nur zum längeren Verbleib anregte, und mehr als Selbstentsagung erfüllte die frommen Mönche, die der Überlieferung nach im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein allen Umwälzungen der Folgezeit trotzendes festungsartiges Kloster erbauten. Noch heute sind die russischem Schutze unterstehenden, aber ihrer politischen Überzeugung nach sehr liberalen Mönche vom St.-Katherinen-Kloster die einzigen dauernden Bewohner des Gebirges. An der Küste ist etwas mehr Leben, aber mit Ausnahme der britischen Quarantänestation Tor gibt es auch hier keine größeren Dörfer; nur eingeborene Fischer, welche

in dem oft sturmbewegten Roten Meer kärgliche Ausbeute finden, wohnen hier und da am Strande.

Man findet wenige Gebirgslandschaften von so wunderbarer Schönheit, von so unbeschreiblicher Farbenpracht wie im Sinai. Herbstliche Sonnenuntergänge mit ihrer magischen Beleuchtung der in Rot, Purpur, Gelb, Orange, Grün, Schwarz, kurz allen erdenklichen Farbennüancen getönten Bergabhänge und Felsen lassen der Phantasie wenig Spielraum übrig, um die märchenhaften Schilderungen Sindbads des Seefahrers in den Erzählungen von Tausendundeiner Nacht zu verwirklichen.

Dieser Farbenreichtum des Sinai-Gebirges deutet aber auf eine sehr bemerkenswerte, auch durch alte Kunde und neuere Forschungen bestätigte Tatsache hin, nämlich auf das Vorkommen von Metallen und Erzen aller Art in den meist alt-eruptiven, stellenweise sehr unregelmäßig durcheinander geworfenen älteren und neueren geologischen Formationen. Eine genauere wissenschaftliche Durchforschung des ganzen Gebietes im besonderen Hinblick auf die Nutzbarkeit der nachweisbar in bedeutenden Mengen vorhandenen wertvollen Mineralien ist eines der ersten Erfordernisse.

Schon im vierten vorchristlichen Jahrhundert schickten die Herrscher Ägyptens ihre Sklaven in der kühleren Jahreszeit nach der südlichen Sinai-Halbinsel, um in primitivem Bergwerksbetrieb Kupfer und Türkise zu gewinnen. Auf häufiges Vorkommen von Kupfer deuten viele Anzeichen. Erdöl gibt es an mehreren Punkten der Westküste, wohl in Verbindung mit den englisch-ägyptischen Petroleumquellen auf der südlich davon gelegenen Insel Djemsah. Steinkohle und Braunkohle ist nach einigen von Beduinen mitgebrachten Mustern in sehr brauchbarer Qualität südlich von Nahl in geringer Tiefe vorhanden.

Eisenerz findet sich in ausgedehnten, wahrscheinlich mächtigen Lagern, welche auch in der sonst geologisch jüngeren und daher weniger mineralreichen nördlichen Ebene vereinzelt zutage treten. Mangan und Chrom sind ebenfalls anzutreffen, während über das berichtete Vorkommen anderer unedler und edler Metalle, wie Blei, Zinn, Silber, Gold, sowie über die Gewinnungsmöglichkeit von Edel- oder Halbedelsteinen außer Türkis erst eingehende Forschungen Aufschluß geben müssen. Marmor, Porphyr und andere geschätzte Bausteine sind häufig.

Schon aus dem sicher festgestellten Vorkommen von Kohle, Eisen, Erdöl und Kupfer ist der wirtschaftliche Wert der Sinai-Halbinsel zu ermessen. Berücksichtigt man außerdem die für den künftigen Weltverkehr überaus bevorzugte Lage und die wenigstens teilweise Kultivierbarkeit der nördlichen Ebene, so wird der künftige Besitz und die wirtschaftliche Entwicklung der zuvor vernachlässigten Sinai-Halbinsel zu einer Frage von hervorragender politischer Bedeutung.

Aber — der Sinai ohne Ägypten bleibt ein geringwertiges Bruchstück!

Kanalsorgen

„Einer der gefährdetsten Punkte des Britischen Weltreiches ist der Suez-Kanal," wurde zuvor gesagt, und die Engländer wissen es selbst. Allerdings ist ihnen diese Erkenntnis erst während des Großen Krieges recht deutlich geworden, und die daraus für die Zukunft zu ziehenden Folgerungen sind für sie keineswegs angenehm. Aus einem in finanzieller und kommerzieller Beziehung beneidenswerten Besitz ist der Kanal den Engländern gegenwärtig zu einem Angstobjekt geworden, von dessen Erhaltung für sie auch politisch enorm viel abhängt.

Die Geschichte und die technischen Einzelheiten der Erbauung des Suez-Kanals sind zu bekannt, als daß hier eine Wiederholung beider erforderlich wäre. Interessant sind die in neuerer Zeit, seit den letzten dreißig Jahren projektierten und zum größten Teile ausgeführten Verbesserungen und Ergänzungen am Kanal.

Eine der wichtigsten Arbeiten war die Vertiefung des Kanalbettes auf zehn Meter, um die Durchfahrt moderner großer Passagierdampfer zu ermöglichen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe lag nicht in der einmaligen Ausbaggerung, sondern

in den dauernd und ununterbrochen erforderlichen Unterhaltungsarbeiten, da der lockere Flugsand, welcher einen großen Teil des Kanalbettes bildet, unaufhörlich nachrutscht. Parallel mit der Vertiefung ging eine Verbreiterung des Kanals, welche möglichst überall fünfundsiebzig bis achtzig Meter erreichen sollte, insbesondere in den Kurven.

Zur Ausführung dieser Arbeiten und zur Regulierung des Schiffsverkehrs waren erforderlich: 21 Bagger im Werte von 14 Millionen Mark, ferner 27 Lastkähne, 8 Schwimmtanks, 30 kleine Dampfboote sowie diverse Maschinen im Werte von zusammen 12 Millionen Mark. Der größte Teil davon wurde natürlich von der englischen und französischen Industrie geliefert.

In Port Said, dieser nur durch den Kanal entstandenen Stadt, welche im Jahre 1858 noch nicht existierte, wurde 1894 ein neuer Kohlenhafen und große Kohlenlager, 1891 ein Dock für Petroleumdampfer fertiggestellt. Ferner wurde ein östlicher Wellenbrecher erbaut, der Hafen auf eine Tiefe von zehn Meter ausgebaggert, der Eingang erweitert, Werften angelegt sowie Vorrichtungen für eine schnellere Abfertigung der großen Passagierdampfer getroffen.

1883 war die übliche Dauer der Passage durch

den Kanal einschließlich der Wartezeit für alle Dampfer 48 Stunden. Im Jahre 1887 wurde der Durchgang bei Nacht mit Hilfe elektrischer Beleuchtung eingeführt, und hierdurch ermäßigte sich die Gesamtdauer auf durchschnittlich 36 Stunden 11 Minuten. Infolge weiterer Verbesserungen, schnellerer Abfertigung und besserer Dispositionen konnte man die Dauer der Passage auf einen besten Durchschnitt von rund 17 Stunden bringen, wovon 15 Stunden auf die Fahrt selbst entfallen. Der Lotsendienst, welcher diese schleunige und präzise Durchfahrt ermöglicht, umfaßt 101 Mann aller Nationalitäten. An Beamten beschäftigt die Suez-Kanal-Kompanie 111 Herren in Paris und 296 in Ägypten, ohne die Lotsen.

Finanziell waren die Ergebnisse während der letzten Jahrzehnte durchweg glänzende. Wie so manche mit einem Übermaß an Gewinn rechnende Erwerbsgesellschaft verwendet die Suez-Kanal-Kompanie einen großen Teil ihrer jährlichen Reingewinne zur Ausführung von Arbeiten, welche von anderen Unternehmern auf Kapitalkonto gebucht werden würden. Betragen doch die laufenden Betriebsausgaben nur etwa $11^1/_2$ % von den Betriebseinnahmen! Demgegenüber wurden beispielsweise in der Bilanz für 1908 die

Einnahmen mit 111 490 960 Frank und die „laufenden" Ausgaben mit 28 874 219 Frank angegeben, das wären über 25 %. In neuerer Zeit begann die Kompanie die Passagegebühren zu ermäßigen, und weit entfernt davon, durch diese dem Verkehr überaus förderliche Maßregel eine vorübergehende Einbuße zu erleiden, haben sich die Einnahmen der Gesellschaft seitdem noch erheblich weiter vermehrt. Seit 1869 schwankten die Transitgebühren zwischen 10, 13, 12½, 12, 11½, 11, 10½, 10, 9½, 9, 8½, 8, 7¾ Frank pro Tonne. Die Zahl der den Kanal passierenden Schiffe stieg von 486 im Jahre 1870 auf 3039 im Jahre 1904, die abgabepflichtige durchschnittliche Tonnage von 898 t in 1870 auf 4413 t in 1904 für jedes einzelne Schiff. Die jährlichen Bruttoeinnahmen vermehrten sich von £ 206 373½ in 1870 auf £ 4628273½ in 1904. Die Krise von 1907/08 hatte eine merkliche, inzwischen jedoch längst überwundene Rückwirkung auf die Einnahmen der Kompanie, deren weiteres Gedeihen erst gegenwärtig durch den Krieg und dessen Folgen ernstlich berührt wird. —

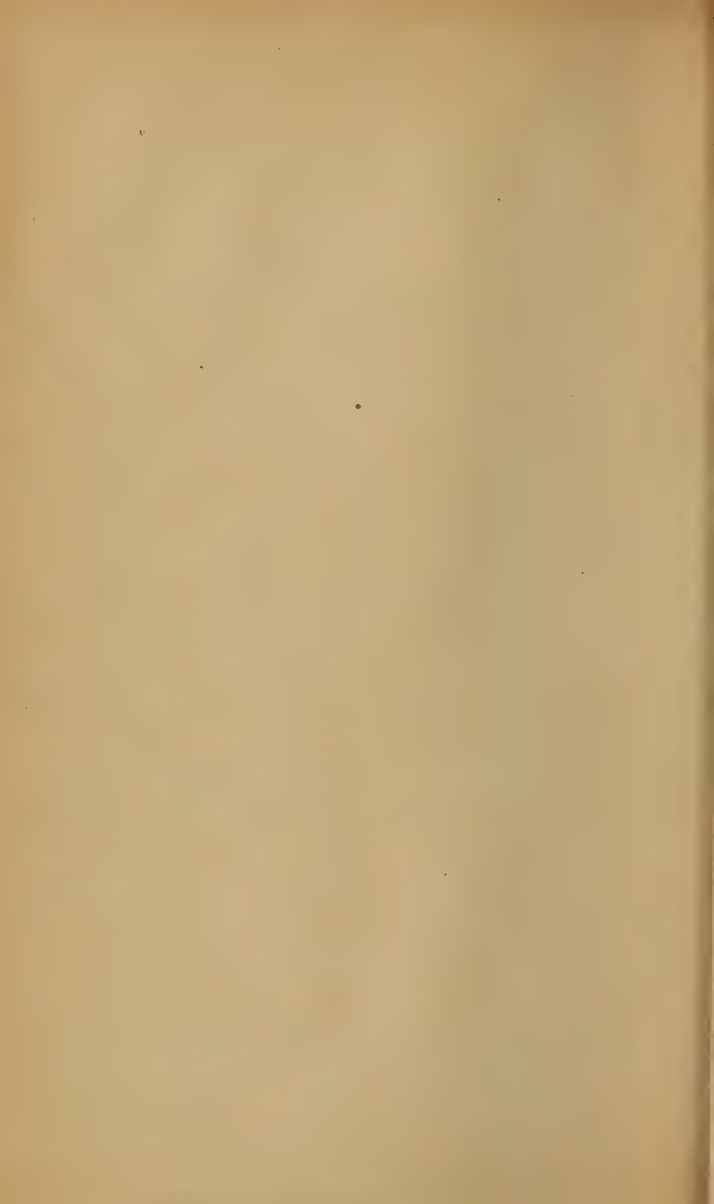
Wer in Ägypten und auf der Sinai-Halbinsel herrscht, beherrscht den Suez-Kanal; undenkbar würde sich die Lage gestalten, wenn etwa in den

beiden genannten Gebieten zwei verschiedene, einander feindliche Mächte sich gegenüberständen. Und zudem — lange würde ein derartiger Zustand nicht währen, über kurz oder lang würde unvermeidlich der militärisch Stärkere von beiden den Gegner überwältigen; die labile Lage allein würde den Kriegsgrund in sich tragen.

Der schlimmste Zustand für den Weltverkehr und für die Kanal-Kompanie ist der jetzige: der Kanal militärisch gesperrt, zu beiden Seiten aufs äußerste befestigt, sogar mit Drehbrücken versehen, um schnell größere Truppenmassen und Geschütze hinüber oder herüber bringen zu können, die notwendigen Baggerarbeiten behindert, das Personal beschäftigungslos — all diese Schäden lassen sich kaum so bald wieder gut machen, wenn der Friedensschluß die Wiedereröffnung möglich macht.

Und darf Englands Vasall Frankreich die Verwaltung des Kanals behalten — darf Britannien ihn weiter beherrschen?

Indien



Fremdes Kaisertum

Der 26. April des Jahres 1876 war der Geburtstag des Anglo-Indischen Kaiserreiches, es war der Tag, an welchem "Her most gracious Majesty Queen Victoria of Great Britain and Ireland" durch Parlamentsakte den Titel "Empress of India", "Kaisar-i-Hind" und die Bezeichnung "Imperial Majesty" annahm. Am 1. Januar 1877 erfolgte die Kaiserproklamation in der alten indischen Hauptstadt Delhi.

Der Vorgang war eine Äußerlichkeit, er änderte nichts an der politischen Lage Indiens, und es lagen ihm nur Machtfreude, der Wunsch nach sichtbarer Bestätigung der eigenen, selbst vergrößerten Herrschergewalt zugrunde. Es war eine selten hohe Ehrengabe, die der schlaue Disraeli seiner Königin zu Füßen legte, und die Belohnung, seine Ernennung zum Lord von Beaconsfield sowie die Berufung ins Oberhaus, ließ nicht lange auf sich warten.

Mit Erstaunen und Unmut wurde die Kunde von der neuen Kaiserwürde in vornehmen, der alten, großen Tradition treuen Kreisen der Inder selbst aufgenommen. Auch die dunklen Mienen der

loyalen Maharadjas und Wesire, welche in kostbaren, juwelenbedeckten Gewändern der Proklamation beiwohnten, verbargen wohl manchen Gedanken, manchen Sehnsuchtsrückblick nach jener früheren Zeit, da die ehemaligen Kaiser von Indien, die machtvollen Großmoguls noch eine unumschränkte Herrschaft ausübten und den demütig knieend ihrem Throne sich nahenden Gesandten der Englisch-Ostindischen Kompanie allzu gnädig die Erlaubnis gaben, mit den Untertanen des Kaiserreiches Handel treiben zu dürfen!

Auf Gedanken pflegen die Engländer wenig Wert zu legen, nur wahrnehmbare Handlungen und Tatsachen haben Geltung — aber daß aus Gedanken Handlungen entstehen, das erscheint ihnen von geringerer Bedeutung.

Selten wird sich ein Brite darüber klar, daß die dreihundertvierzehn Millionen friedlicher, stiller Untertanen Indiens fremden Kaiser — der einer anderen Rasse angehört, nie als Souverän sein Reich besucht, und nur durch seine derselben weißen Rasse entstammenden, mit unerklärlich furchtbarer Zaubergewalt ausgerüsteten Soldaten und Beamten eine unerbittliche Herrschaft aufgerichtet hat — daß sie einen solchen Kaiser nicht verehren, ja nicht einmal innerlich anerkennen. Der Orientale erträgt

lieber grausame Mißhandlung und Erniedrigung von seinem einheimischen Herrn als die ihm unverständliche, ja verhaßte Rechtsausübung und konsequente Disziplin unter einem weißen Vorgesetzten. Das fremde Kaisertum ist für das geduldige, hilflose Volk Indiens nichts als ein Schatten mehr auf seiner niedergedrückten nationalen Existenz, ein Schatten, der einstmals weichen wird, wenn es das Schicksal so bestimmt — dies ist der fatalistisch-resignierte Geisteszustand, welchen der Optimismus unkundiger britischer Beamter „Loyalität" nennt.

England hat es vorzüglich verstanden, durch immer neue Kombinationen von Gewalt und Intrige gegenüber den Fürsten einerseits und dem Volke andererseits seine Macht und schließlich seine Alleinherrschaft zu festigen.

Unter den eingeborenen Fürsten sind politisch nur diejenigen zu berücksichtigen, welche gegenwärtig noch im Besitze eines Restes ihrer ursprünglichen Hoheitsrechte sind, also die Regenten der sogenannten mittelbaren Besitzungen, der Eingeborenenstaaten. Die ihrer Herrscherwürde gänzlich entkleideten bloßen Titularfürsten haben jede Bedeutung verloren und sind nur als reiche Privat-

leute anzusehen. Zu den größten regierenden Fürsten zählen der Gaêkwar von Baróda, der Nizam von Hyderabad, der Maharadja von Kaschmir, der Maharadja von Mysore; außerdem bestehen unter Kontrolle der britischen politischen Agentur in Indore im mittleren Indien über hundertfünfzig kleine Staaten unter einheimischen Radjas und unter der politischen Agentur in Abu einundzwanzig Rádjputána-Staaten. Bei den großen Regenten repräsentiert ein hoher englischer Beamter die suzeräne anglo-indische Regierung. Die Beziehungen zwischen den einheimischen Fürsten sowie deren Regierungen und dem Vertreter des Kaisers, dem auf je fünf Jahre ernannten Vizekönig, sind durch verschiedenartige Bestimmungen und Verträge geregelt; das Grundprinzip ist aber, im Gegensatz zu Ägypten vor 1914, stets die absolute, von fremder Intervention völlig unabhängige Herrschergewalt des Vizekönigs.

Die Anhänglichkeit und Zuverlässigkeit der indischen Fürsten den Engländern gegenüber, welche sich bei Gelegenheit durch Stiftungen, Stellung von Truppen und dergleichen offen zeigt, darf nicht überschätzt werden. In Gesprächen mit Höflingen oder gebildeten Eingeborenen hört man, wenn Engländer anwesend sind, nur die Ausdrücke überschwenglicher Freundschaft und

Loyalität, aber unter vier Augen bekommt man häufig anderes mitgeteilt. Sollte einmal von außen oder innen oder von beiden Seiten zugleich die britische Macht ernstliche Niederlagen erleiden, so werden die Fürsten sich sämtlich auf die Seite ihrer Untertanen stellen und gegen die Engländer wenden. Da sie allerdings nichts weniger als militärisch geschult sind, so würden es mehr ihre Autorität und ihre Geldmittel sein, welche in einem solchen Fall ihrer Parteinahme Bedeutung verleihen könnten.

Das größte, von den Briten früh erkannte und geschickt benutzte Hindernis für jede gemeinsame nationale Aktion liegt in der eigenartigen religiösen und sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung Indiens, die es unmöglich macht, gegenwärtig überhaupt von einem indischen Volke oder gar einer Nation zu reden.

Von den rund 314 Millionen Bewohnern Britisch-Indiens sind 218 Millionen Hindus, 67 Millionen Mohammedaner, 11 Millionen Buddhisten, 10 Millionen Naturanbeter, 4 Millionen Christen, 3 Millionen Sikhs, 1 Million Djains u. a. Die Anhänger der beiden Hauptreligionen, des Brahmanismus (Hindus) und des Islam, haben sich oft

und heftig befehdet. Erst in jüngster Zeit scheint sich der Gegensatz, wohl infolge Verbreitung liberalerer Anschauungen, insbesondere auf seiten der Mohammedaner, gemildert zu haben. Die ihrer Lehre gemäß überaus toleranten und jeder Gewalttätigkeit abgeneigten Buddhisten verhalten sich mehr passiv. Den vielen verschiedenen Richtungen angehörigen Naturanbetern fehlt es an jeder Gemeinsamkeit, und die an Zahl geringeren Bekenner anderer Religionen kommen weniger in Betracht.

Die Verschiedenheiten der Sprachen und die Schwierigkeiten der Verständigung der Eingeborenen Indiens untereinander sind vielleicht nicht geringer als unter den verschiedenen Staaten Europas. Als Verkehrssprache dient das leicht zu erlernende Hindostani, welches von den anglo-indischen Beamten durchweg gesprochen und von etwa 82 Millionen Eingeborenen verstanden wird. Außerdem gibt es aber 48 Millionen Inder, welche nur Bengali, 24 Millionen, die nur Telugu, und weitere 20 Millionen, die Mahrati sprechen. Andere Sprachen mit je über 10 Millionen Angehörigen sind das Tamil, Pandjabi, Radjasthani, West-Hindi, Gudjerati, Kánari, Oriya. Endlich verteilen sich noch 47 Millionen Eingeborene auf 22 andere Spra-

chen. Dabei ist infolge des großen Mangels an Schulbildung und der geringen Beweglichkeit der Landbevölkerung eine Kenntnis mehrerer Landessprachen in Indien noch eine Seltenheit.

Das schlimmste Hindernis für ein Gemeinsamkeitsgefühl bildet aber die uralte, im Mittelalter auch von fremden Eroberern adaptierte Einteilung der ganzen Bevölkerung in sozial streng voneinander geschiedene, unüberbrückbare Kasten, d. h. Stände. Ursprünglich auf religiöser und militärischer Grundlage errichtet (die Brahmanen- und Kschatriya-Kasten), haben sich im Laufe der Jahrhunderte je nach den Berufen, welche sich vielgestaltig vermehrten, Tausende von getrennten Kasten gebildet, deren Zugehörige mit denjenigen anderer Kasten weder eine Ehe eingehen noch gemeinsam speisen, ja oft einander nicht einmal berühren dürfen. Anklänge an dieses Kastenwesen finden sich bei den orthodoxen Juden und auch in den mittelalterlichen Ständen Europas, aber strenger und starrer als irgend sonstwo hat sich dieses sonderbare, politisch verderbliche System in Vorderindien erhalten.

Das einzige Mittel, welches allmählich im Laufe einiger Generationen alle die religiösen, sprachlichen und sozialen Gegensätze ausgleichen und ebnen kann, und dem Europa die Überwindung des eng-

herzigen Mittelalters zu verdanken hat, ist Volksunterricht und moderne Bildung. In Indien haben sich die daheim so liberalen, für Zivilisation begeisterten Engländer wohl gehütet, für geistige Hebung der Eingeborenen zu sorgen, denn derartiges könnte für ihre Herrschaft gefährliche Folgen haben!

Die Volkszählungen von 1891, 1901 und 1911 ergaben, daß von der männlichen Bevölkerung Britisch-Indiens nur 10 bzw. 10 bzw. 10½ %, von der weiblichen Bevölkerung ½ bzw. ⅔ bzw. 1 % des Schreibens und Lesens kundig waren. Insgesamt konnten also 1911 nur rund 6 % der Eingeborenen schreiben und 94 % waren Analphabeten!

Noch bemerkenswerter und für die britische Verwaltung charakteristisch ist die verschwindend geringe Zunahme der Schreibkundigen, welche in den letzten zwanzig Jahren nur je ½ % der Bevölkerung, bei den Mädchen relativ mehr als bei den Männern betrug. Solch klägliche Ziffern, die der offiziellen Regierungsstatistik entstammen, wären undenkbar, wenn ihnen nicht eine Absicht zugrunde läge.

Hoffnungslos erscheinen zunächst bei einer so widrigen Lage der Dinge alle Bestrebungen, welche die britische Herrschaft in Indien von innen heraus angreifen und brechen wollen. Dennoch, wie in

Rußland allen Gewaltmaßregeln des Zaren und aller Unterdrückung zum Trotz die Liberalen und Demokraten im letzten Jahrzehnt merkliche Fortschritte gemacht haben und nach Kriegsende noch weiter machen werden, so hat auch in Indien die allzu despotische Amtsführung eines der stolzesten britischen Imperialisten, des Lord Curzon of Kedleston, 1899—1905, eine Folge gehabt, welche er gewiß nicht voraussah: die zuvor nur wenigen, in kleinen zersplitterten Geheimbünden verstreuten national gesinnten Inder schlossen sich enger zusammen, ihre Vereinigung fand zahlreiche neue Anhänger, und es entstand eine über ganz Britisch-Indien ausgedehnte nationalistische Bewegung.

Zu unterscheiden sind in der Swadeschi-Bewegung (Swadeschi = zum eigenen Land gehörig) zwei Richtungen. Die eine, gemäßigte tritt öffentlich hervor und verfolgt zunächst die Absicht, auf wirtschaftlichem Gebiet die einheimische, nationale Arbeit Indiens zu unterstützen und auf politischem Gebiet in freundschaftlicher Haltung zu dem als Suzerän auch für die Zukunft anerkannten England eine Selbstverwaltung Indiens zu erlangen, etwa wie Kanada oder Südafrika. Als Mittel zur Erreichung dieser Ziele dienen der Boykott europäischer und auch japanischer Importwaren und

Bevorzugung einheimischer Erzeugnisse, Unterstützung von Gewerbe und Handwerk, Unterricht und Erziehung in Indien selbst sowie Herausgabe von Zeitungen und Büchern in indischen Sprachen. Der gemäßigten Richtung gehören viele Beamte, wohlhabende Angehörige der höchsten Kasten, Kaufleute, Gelehrte und Grundeigentümer an. Auch manche Fürsten sympathisieren, wenn auch nicht öffentlich, mit ihren Bestrebungen.

England steht der ganzen Swadeschi-Bewegung, auch der gemäßigten Richtung, naturgemäß feindlich gegenüber, aber die letztere hat bereits einen zu großen Umfang angenommen, und sie bedient sich auch nur legaler Mittel zu ihren Zwecken, so daß sie mit Gewalt nicht zu bekämpfen ist. Auch List und Intrige, diese sonst so erfolgreichen Waffen, haben gegenüber dem einmütigen, unbestechlichen Charakter der ganzen Bewegung wenig Erfolg gehabt. So befindet sich denn die britische Regierung einigermaßen in Verlegenheit, zumal die Zukunft eher eine Ausbreitung als eine Abschwächung der nationalistischen Tendenz unter den Eingeborenen erwarten läßt.

Die radikale Richtung der Swadeschi-Bewegung besteht nur im geheimen, aber sie besteht, das wissen die Engländer nur zu gut. Ihr Ziel ist

höher und kühner: die Befreiung Indiens von der englischen Fremdherrschaft, eine völlig unabhängige, einheimische Regierung („Swaradj") mit all den Errungenschaften moderner europäischer Kultur, welche Großbritannien jetzt absichtlich den Indern vorenthält, mit einem gut organisierten allgemeinen Unterrichtswesen, Förderung von einheimischer Industrie und Handel, Schutz gegen Überschwemmung mit fremden Importwaren sowie Fernhaltung aller fremden politischen Intrigen. Wahrlich ein ideales, aber schwer zu verwirklichendes Programm!

Wie schon bei der gemäßigten, so haben sich noch mehr bei der radikalen Richtung der Swadeschi-Anhänger die religiösen und sozialen Unterschiede vermindert. Hindus und Mohammedaner, Angehörige der höchsten und niedrigerer Kasten arbeiten gemeinsam und ohne die traditionellen Vorurteile für die Verfolgung des Endzieles, und ihr Beispiel trägt mehr als alle Reden dazu bei, auch in der Masse des Volkes allmählich die trennenden Schranken hinwegzuräumen. — Die Sprachschwierigkeiten sind ebenfalls nicht leicht zu beseitigen, aber da die meisten der großen indischen Sprachen dem Sanskritstamm entspringen, so ist es nicht unmöglich, aus gemeinsamen Elementen,

unter besonderer Heranziehung des am meisten verstandenen Hindostani, die Bildung einer Einheitssprache* vorzubereiten.

So hoch und ideal das Ziel der radikalen Swadeschi-Anhänger ist, so real und rücksichtslos sind sie in der Wahl ihrer Mittel. Sie sind es, die die Swadeschi-Bewegung zum drohenden Unheil, zum angsterregenden, weil unsichtbaren, unangreifbaren Gespenst für die Engländer gemacht haben. Sie sind es, welche durch die Erfolge ihrer fanatischen Taten und durch ihr Märtyrertum über das stille, schweigsame Volk Funken ihrer Begeisterung ausstreuen, die hier oder dort einmal zünden können. Die Radikalisten haben manches von den Thugs übernommen, anderes von den Methoden der heutigen Kriegführung gelernt — sie sind grausam und unerbittlich gegen ihre Unterdrücker, die sie mehr hassen als den Tod — aber sie sind eine kriegführende politische Partei, keine Anarchisten und Verbrecher, oder gar Räuber („Dacoits"), zu welchen die anglo-indische Regierung sie so gern vor ihren Volksgenossen stempeln möchte. Das beste Zeichen dafür ist, daß die fanatischen Mitglieder des Bundes überall im Volke Asyl und Unterstützung finden; nie werden sie den Häschern der Briten gutwillig ausgeliefert.

Anarchistische Ideen weisen die Swadeschi-Anhänger weit von sich, im Gegenteil, sie kämpfen für ihre eigenen, einheimischen Fürsten, nicht nur für die jetzigen, sondern auch die schon früher von England entthronten Herrscher und deren Nachkommen, und für die Einheit des Indischen Reiches als eines festgefügten Bundes von monarchischen Staaten. — Europäische Friedensmoral mag die extremen Mittel der indischen Radikalen verdammen; gegen Englands Untaten, gegen sein System fortdauernd langsamen Hinmordens von Millionen stiller Untertanen kämpft der indische Nationalist mit aller List und Grausamkeit, die ihm eigen — so ist der Orient. — — —

Nahrung oder Gold?

Nicht ohne Grund wird Britisch-Indien der reichste Kolonialbesitz der Erde genannt, ist er doch als solcher mit allen durch koloniale Erfahrung und moderne technische Methoden gegebenen Mitteln auf die höchste Höhe seiner finanziellen Ertragfähigkeit — sowohl für den britischen Staat als für dessen Beamte und Kaufleute — gebracht worden. Den fleißigen Eingeborenen kommt der natürliche Reichtum ihres Landes nicht zugute, sie fristen nur ein oft armseliges Dasein.

Einige wenige Ziffern genügen, um sich ein Bild von dem Umfang von Produktion und Handel des Indischen Kaiserreiches zu machen:

Im Jahre	betrug die gesamte Anbaufläche unter	Millionen engl. Acres	und der Exportwert in Millionen Rupien (1 Rupie = M. 1.36)
1896/97	Reis	66,2	
1897/98	„		117,0
1906/07	„	73,5	
1907/08	„		203,4
1911/12	„	64,7	
1912/13	„		325,6
1896/97	Weizen	16,2	
1897/98	„		13,4

Im Jahre	betrug die gesamte Anbaufläche unter	Millionen engl. Acres	und der Exportwert in Millionen Rupien (1 Rupie = M. 1.36)
1906/07	Weizen	25,1	
1907/08	„		85,9
1911/12	„	31,1	
1912/13	„		187,7
1896/97	Baumwolle	9,5	(Rohbaumwolle)
1897/98	„		88,7
1906/07	„	13,8	
1907/08	„		257,0
1911/12	„	21,6	
1912/13	„		281,1

1911/12 betrugen die Jahreserträge an Reis rund 30 Millionen, an Weizen rund 10 Millionen Tons.

Die Einfuhr von Getreide und Nahrungsmitteln betrug etwa 35,7 Millionen Rupien.

Es betrug in Millionen Rupien der Export von

	Opium	Öl-saaten	Jute (roh)	Tee	Indigo	Baumwoll-gewebe
1897/98	61,0	85,9	101,3	80,6	30,6	81,5
1912/13	112,2	227,1	270,5	132,9	2,2	122,0

Der jährliche Gesamtexport Britisch-Indiens auf dem Seewege stieg von 25½ Millionen Pfund Sterling im Jahre 1858 auf 115½ Millionen Pfund Sterling im Jahre 1907/08; die entsprechenden Importziffern waren 14¼ und 86½ Millionen. Dazu kommt der Inlandhandel mit den asiatischen

Grenzgebieten im Werte von gegenwärtig etwa 10 Millionen Pfund.

Von obigem Export und Import entfielen 1907 auf den Handelsverkehr mit Großbritannien allein 43,9 bzw. 52,1 Millionen Pfund. Der nächstgrößte Kunde Indiens war Deutschland, allerdings in weitem Abstand von diesen Ziffern.

Die Staatseinnahmen betrugen 1856: 317 Millionen Rupien, 1897: 823 Millionen, 1910: 1119 Millionen Rupien. Die Grundsteuer allein erbrachte davon im Jahre 1897: 259 Millionen, in 1910: 314 Millionen Rupien. Von den Staatseinnahmen wurden 1910 fast 287 Millionen Rupien für Rechnung der Indischen Regierung in England verbraucht, unter anderem zur Verzinsung der indischen Staatsanleihen. Unter den Ausgaben sind die wichtigsten diejenigen für die anglo-indische Armee mit 308 Millionen und für Beamtengehälter mit 225 Millionen Rupien für das Jahr 1910/11. Dagegen wurden im gleichen Jahr ausgegeben für Bewässerungswerke 47 und für Bekämpfung der Hungersnot und Versicherungsfonds 15 Millionen Rupien.

Aus den umfangreichen Zahlen der indischen Wirtschaftsstatistik und Vergleichen mit der Vergangenheit steigt ein deutlicheres Bild von den guten und schlimmen Ergebnissen britischer Ver-

waltung empor, als es langatmige Besprechung jemals geben kann. Die wenigen hier gebrachten statistischen Auszüge sollen nur einzelne Punkte berühren, welche von aktuellem Interesse sind.

„Nahrung oder Gold?“ — diese sonderbare Frage, die Überschrift der vorliegenden Ausführungen, verlangt eine Erläuterung: Ein reiches Land wie Indien ist doch in der Lage, beides gleichzeitig zu erzeugen, Lebensmittel für seine Bevölkerung und Geldgewinn für diese sowohl als die fremden Unternehmer. — England rechnet anders: Was das Land an Geldertrag hergeben kann, gehört England, und was etwa übrig bleibt, davon kann der Inder sich nähren. Daß hochwertige, gewinnbringende Exportprodukte in steigendem Maße erzeugt und Nahrungsgetreide, insoweit Gewinn daraus zu erzielen ist, ausgeführt wird, erweist die Statistik, und daß der verbleibende Rest nicht ausreicht, das bezeugen die allzu häufigen Hungersnöte!

Die enorme Steigerung des Reis- und Weizenexportes bei minderer Zunahme (ja Abnahme) der Anbaufläche, die große Ausbreitung der industriell wichtigen Baumwollkultur, des Mohnanbaues (Opiumerzeugung), der ebenfalls nur in beschränktem Umfang der Ernährung dienenden

Ölsaaten und des Tees, alle diese Tatsachen sind deutlich erkennbar. — An der spekulativen Indigokultur wurden durch die erfolgreiche Konkurrenz deutscher Farbenfabrikation Millionen verloren. Die im Vergleich zur Rohbaumwollerzeugung geringere Zunahme der Ausfuhr an Baumwollgeweben zeigt, wie England die indische Textilindustrie keineswegs fördert, denn sie könnte ja die wichtige britische Einfuhr von Baumwollstoffen nach Indien vermindern. Wie eifersüchtig Britannien auf diesen Export aus der Heimat nach Indien ist, geht aus der im Vergleich zum Gesamtimport Indiens recht hohen Ziffer rein englischer Einfuhrwerte hervor.

Weiter haben sich die Staatseinnahmen in 54 Jahren verdreifacht, während die Bevölkerungszahl in derselben Zeit nur um rund 55 Prozent gewachsen ist. Aber weder die Bildung noch der Besitz des — in der übergroßen Mehrzahl vermögenslosen — Inders hat sich vergrößert.

Alljährlich verbraucht England über ein Viertel der Erträge indischer Steuern und Zölle im Heimatland, zum Teil zur Verzinsung von Staatsschulden, von denen die Bevölkerung Indiens kaum den geringsten Nutzen genossen hat, zum anderen Teil für imperialistische, also außerhalb Indiens ge-

legene Zwecke. Der Sold der britischen Besatzungsarmee sowie die beneidenswert hohen Gehälter der englischen Beamten müssen vom indischen Bauern bezahlt werden, ebenso wie die Pensionen.

Aber man mache nur keinem Engländer den Vorwurf, die indische Regierung vernachlässige die Eingeborenen, denn jährlich gibt sie ja ganze 15 Millionen Rupien oder etwas über 20 Millionen Mark für die Bekämpfung der Hungersnot und Versicherung aus! Das sind 10 Pfennig pro Jahr auf den Kopf der Bevölkerung, und dabei leiden nach dem Urteil unbefangener, ja sogar einiger englischer Kenner des Landes durchschnittlich über 50 Millionen Menschen in Vorderindien dauernd an Unterernährung, ohne jede Aussicht auf Besserung ihrer Lage.

Der Grund dieser Zustände, und auch der Grund der von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Hungersnöte ist der übermäßige Export von Nahrungsgetreide, und noch mehr die unsagbare Armut der Bevölkerung. Eine Aufspeicherung von Getreide im großen Stil seitens der Regierung würde jede Hungersnot wirksamer bekämpfen als kleine Almosen im Budget.

Die Jahre 1860 in Nordindien, 1866 in Orissa, 1874 in Bengalen, 1877 in Südindien, dann neuer-

dings die Jahre 1896, 1899 und 1907 bezeichnen ungewöhnliche Trockenperioden, welche Hungersnot zur Folge hatten. Keine von ihnen wurde seitens der Regierung durch vorbeugende Maßregeln verhindert oder auch nur in größerem Umfange gemildert, ebensowenig wie die als Nachwirkungen sich zeitweise sehr verbreitenden Cholera- und Pest-Epidemien.

Die individuelle Armut der indischen Bevölkerung, welche einen Grad erreicht, der sich in keinem Kolonialbesitz der Erde, und anderwärts nur in dem bisher von europäischem Einfluß unberührten Innern Chinas wiederfindet, ist das natürliche Ergebnis britischer „Eingeborenenpolitik". Der Monatslohn eines landwirtschaftlichen Arbeiters in Bengalen betrug beispielsweise im Jahre 1890: 4—5 Rupien, im Jahre 1907: 5—6 Rupien, das sind rund 22 Pfennig pro Tag! Wie in mancher Hungersnot nur die völlige Mittellosigkeit der Inder, ihr Mangel an erspartem Geld für die Notlage verantwortlich ist, das kann man an den Preisen für Reis und andere Nahrungsmittel ersehen, die oft auch in dem betroffenen Gebiete selbst kaum merklich höher steigen als in normalen Jahren!

Einige Schuld an dem zeitweisen Nahrungsmangel trägt endlich die in manchen Teilen Indiens, insbesondere in den Vereinigten Provinzen und in Behar hervortretende Übervölkerung. Sind doch das ganze Gangestal mit über 150 Einwohnern auf den Quadratkilometer, und größere Gebiete davon mit über 200, Behar z. B. mit 360 und auch die Vereinigten Provinzen mit über 300 Menschen auf den Quadratkilometer, mit die dichtest bevölkerten Gebiete der Erde.

Lokale sowohl als überseeische Auswanderung ist die Folge. Die letztere richtet sich vornehmlich nach Ceylon, Malakka, Südafrika, Ostafrika, aber auch bis nach Südamerika. Instinktiv besteht bei den Indern das Bestreben nach Ausbreitung, aber nicht in dem Sinne politischer Machtexpansion, wie England es hegt, denn diese nützt dem Inder nichts, im Gegenteil, sie vermehrt seine Lasten.

Ceylon, die Perle Indiens

Der Südspitze Vorderindiens vorgelagert, wie eine kostbare Perle am Halsgeschmeide einer Königin, liegt im Indischen Ozean eine der wertvollsten Kronkolonien Englands, die traumhaft schöne Perleninsel Ceylon.

Idyllische, fast nie gestörte Ruhe herrscht auf dem von friedlichen buddhistischen Singhalesen bewohnten Eiland. Alle Touristen, welche im Winter scharenweise auf dem Zug entlang der großen südasiatischen Handelsstraße die bedeutende Hafenstadt Colombo mit ihren Kokoshainen und Zimtgärten, die alte Königsstadt Kandy und den herrlichen Botanischen Garten von Peradeniya, vielleicht auch den Adamspik und noch mehr sehenswürdige Punkte im Innern besuchen, sind voll von Bewunderung und Entzücken über die Naturschönheit der Insel.

Durch seine günstige Lage und die hohe Produktivität, welche ihm eigen ist, hat Ceylon eine bevorzugte Stellung, eine glücklichere Existenz als die meisten Provinzen des benachbarten Indien. Nicht wenig mag dazu beitragen die im Verhältnis hohe Anzahl (1911: 8524 Köpfe) von

dauernd auf der Insel wohnenden Europäern, in der Mehrzahl im Plantagenbau und Handel tätigen Engländern.

In strategischer sowohl als kommerzieller Beziehung ist Ceylon einer der wichtigsten Stützpunkte Großbritanniens im Indischen Ozean. Die beiden Häfen von Colombo im Westen und Trincomalee im Norden sind für die Zwecke der britischen Marine ausgebaut. Colombo kontrolliert als Anlaufhafen aller von Europa nach Ostasien und Australien fahrenden Dampfer effektiv den gesamten Transitverkehr des Ozeans.

Der sehr bedeutende Export der Insel — in der Hauptsache Tee, Kokosprodukte, Kautschuk, Graphit, Zimt, Kakao, Betelnüsse — befand sich zum Ärger der Engländer zum großen Teil in deutschen Händen. Wie überall in den Kolonien hat Britannien mit teuflischem Vergnügen auch hier die Früchte jahrzehntelanger fleißiger Arbeit zunichte gemacht und den deutschen Handel auf lange Zeit hin zerstört.

Mannigfache Wandlungen hat die Bodenkultur Ceylons durchgemacht. Vor Jahrhunderten, als noch die Portugiesen und dann die Holländer sie beherrschten, waren Zimt und andere Gewürze, wie Muskatnuß und Gewürznelken, die gesuchtesten

Erzeugnisse. Bald folgten ihnen die auch heute noch einen großen Anteil an der Ausfuhr liefernden Kokosprodukte Kopra (Fett), Kokosöl und Coirfaser.

Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war es die Kaffeekultur, welche nach Urbarmachung des zuvor urwaldbedeckten mittleren Berglandes eine zunehmende, durch hohe Gewinne begünstigte Ausdehnung erfuhr. Etwa um 1877 erreichte sie ihren Höhepunkt, von da ab ging sie infolge Auftretens einer verderblichen, sich schnell verbreitenden Rostkrankheit der Kaffeebäume zurück. Mit anerkennenswerter Energie und Unternehmungslust verwandelten die Engländer, welche durch den Rückgang der Kaffee-Ernten Millionen verloren, die Kaffee- in Tee-Plantagen, und zwar mit bestem Erfolge. Während 1867 noch knapp 10 Acres mit Tee bepflanzt waren, betrug die Anbaufläche 1885 schon 102000 Acres, 1898 364000 und gegenwärtig 457000 Acres.

Aber auch der Tee bleibt nicht Alleinherrscher, denn in neuerer Zeit ist neben ihm eine andere Kultur aufgekommen, die einen immer größeren Wertanteil an dem Gesamtexport liefert; es ist dies der Anbau von Kautschukpflanzen, insbesondere der amerikanischen Hevea und Castilloa und des asiatischen Ficus elastica-Baumes, welche

bereits einen sehr großen Umfang auf Ceylon einnimmt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts noch gar nicht bekannt, fand die Kautschukkultur infolge der Preishausse von 1909/10 einen kräftigen Ansporn, und heute verfügt sie auf der Insel bereits über 185000 Acres.

Ein ehemals blühender Erwerbszweig der singhalesischen Fischer war die Einsammlung von Perlaustern, deren Bänke an verschiedenen Punkten der Küste erhebliche Ausdehnung erreichten. Die Austernfischer tauchten nackt, ohne jede Taucherausrüstung hinab, rafften innerhalb der durch Atemanhalten verfügbaren Minuten so viele der kostbaren Muscheln wie möglich zusammen und kehrten an die Oberfläche zurück, wo die Perlaustern alsbald auf ihren Inhalt geprüft wurden. Trotz dieses primitiven Verfahrens war die Ausbeute früher eine recht bedeutende; betrug doch die Einnahme der Regierung an Abgaben im Jahre 1798 rund 140000 Pfund Sterling, 1814 noch 105000 Pfund. Aber schon von 1838 ab konnte die Perlfischerei nicht mehr regelmäßig stattfinden, da die Bänke nachließen, und die Erträge der Abgaben sanken auf wenige Tausend Pfund. 1887—1891 waren wieder gewinnbringende Jahre, welche der Regierung jährlich

zwischen 31 000 und 96 000 Pfund einbrachten. Gegenwärtig ist aber wieder eine stille Periode, welche vor wenigen Jahren vergeblich durch eine inzwischen verschwundene Aktienunternehmung zum Zweck der Perlfischerei unterbrochen werden sollte. Über die Lebensbedingungen und Krankheiten der Perlauster ist bisher noch zu wenig bekannt, als daß ihre Züchtung und Nutzung, etwa wie bei der eßbaren Auster, im großen auf rationeller Basis durchführbar wäre.

Aber noch anderes als wertvolle pflanzliche Produkte, als Perlen und Edelsteine birgt die tropische Wunderinsel; befindet sich doch in der im Inland gelegenen alten Hauptstadt Kandy ein Heiligtum, welches alljährlich Zehntausende frommer Pilger aus allen Teilen Südasiens herbeizieht. Der am stillen See von Kandy gelegene, in reicher indischer Architektur sich erhebende Tempel ist einer der berühmtesten Orte des buddhistischen Kultus, in welchem, umschlossen von mehrfachen kostbaren Schreinen, ein Zahn des Buddha behütet wird. Die hocherhabene philosophische Lehre des Gotama Buddha ist zu abstrakt für die Masse des Volkes. Die ungebildete Mehrzahl seiner Bekenner hat unter mechanischer Befolgung der

Lebensvorschriften aus der Lehre selbst eine Art von Götzen- und Bilderdienst gemacht, der dann noch durch alten und neueren Aberglauben entstellt und erniedrigt wird. Der Zahn des Buddha, offenbar ein Teil eines Elefantenzahnes, ebenso wie der von vielen Pilgern aufgesuchte Fußtapfen des Buddha auf dem Adamspik sind traurige Zeichen dieser religiösen Degeneration.

Ein größeres Indien

„Greater India“ — indische Expansion, ein stolzes Ziel des britischen Imperialismus, welches kein leeres Wort geblieben, sondern längst zur Wirklichkeit geworden ist.

Nicht zufrieden mit seinem sicheren Besitze des engeren Indischen Reiches, dessen unermeßlichen Bodenschätzen und Hunderten von Millionen fleißiger Untertanen, strebte Britanniens unersättliche Habsucht nach mehr, nach dem Besitz weiterer Länder und Schätze. Aber nicht die Truppen und Geldmittel des Heimatlandes sollten zu deren Eroberung aufs Spiel gesetzt werden — Indien war ja schon reich und groß genug, um selbst die Lasten einer Ausdehnung zu tragen.

Im Unterschied zu der bereits zuvor ausführlich betrachteten Absicht der britischen Politik, zur Sicherung ihres Besitzes alle Zufahrtstraßen zu Lande und zur See in ihre Gewalt zu bringen, ist das Ziel der indischen Expansionsbestrebungen zunächst eine territoriale Vergrößerung des Anglo-Indischen Reiches nach allen Seiten hin, und sodann insbesondere der Erwerb und die Angliederung aller nicht zu entlegenen Länder Südasiens,

welche ihrer Natur nach wirtschaftlichen Gewinn erwarten lassen. Auf die strategische und kommerzielle Lage kommt es also hierbei erst in zweiter Linie an, obwohl die stets in Aussicht genommene verkehrstechnische Aufschließung auch in dieser Beziehung oft überraschende Ergebnisse zeitigen könnte.

Die natürliche Begrenzung Vorderindiens wird durch rauhe Gebirgsländer gebildet, deren Überschreitung an sich schon schwierig ist und durch kriegerische, gegen jede fremde Invasion in endlosem Guerilla sich wehrende unabhängige Völker noch bedeutend erschwert wird. Im Norden schließt das höchste Gebirge der Erde, der Himalaya, das fruchtbare Ganges-Tal gegen das unwirtliche Zentralasiatische Hochland ab. Im Westen sind es die Randgebirge Afghanistans und Belutschistans, das Garruh-, Hala- und Soliman-Gebirge, welche die kunstreich bewässerte Indus-Ebene flankieren. Gen Osten hin bezeichnen jenseits des weiten, sumpfigen Ganges-Deltas die Berge von Assam und Birma die natürliche Grenze.

Aber britische Eroberungslust läßt sich durch Schwierigkeiten niemals abschrecken, und so hat sich nach allen Seiten hin, über die Grenzgebirge

hinweg, die indische Expansion mehr oder minder erfolgreich geltend gemacht.

Nach Westen war Belutschistan das erste Objekt, welches infolge seiner Küstenlage am Indischen Ozean auf jeden Fall in britischen Besitz kommen mußte. Während des Feldzuges gegen Afghanistan im Jahre 1839 kamen die Engländer zuerst mit Belutschistan in Berührung, eroberten die Hauptstadt Kelat, gaben aber bei ihrem Abzug die Stadt und das Land dem Khan wieder zurück. 1854 schloß dieser einen Freundschaftsvertrag mit der indischen Regierung, und 1876, nach vorhergegangener Besetzung von Quettah durch die Engländer, erfolgte die Erklärung Belutschistans zum britischen Protektorat. Im Anfang dieses Jahrhunderts fanden zwischen anglo-indischen Truppen, die an der Küste entlang nach dem Persischen Golf hin weiter vordringen wollten, und persischen Irregulären Gefechte statt, aber weitere Folgen haben diese Vorkommnisse nicht gehabt. Die Ausdehnung des britischen bzw. anglo-indischen Einflusses in Südpersien bildet, wie schon früher erwähnt, einen wichtigen Zukunftswunsch der Imperialisten.

Wirtschaftlich bietet Belutschistan wenig Anziehendes. Der kleine Ort Gwadar ist der einzige

einigermaßen brauchbare Hafen, und er wird öfters von Küstendampfern angelaufen. Das Inland ist infolge Wassermangels und des durch scharfe Temperaturextreme ungünstigen Klimas sehr wenig bebaut. Nur Tierzucht, insbesondere der Export guter Pferde nach Indien, verdient Erwähnung.

Afghanistan, das nördlich angrenzende, noch wildere und unzugänglichere Land kriegerischer, unzuverlässiger Gebirgsstämme, ist trotz mehrfacher verlustreicher Expeditionen von anglo-indischer Schutzherrschaft bis jetzt noch frei. Mehrere Male haben im Laufe früherer Jahrhunderte die Herrscher von Afghanistan das Pandjab und Teile von Hindostan erobert, und auch nach dem Erscheinen der Engländer in Indien wiederholten sich derartige Einfälle. 1839—42, 1878—80 waren Jahre schwieriger Kämpfe gegen die Herrscher Afghanistans sowie gegen die bei jeder Gelegenheit immer wieder ausbrechenden Aufstände halb unabhängiger Bergvölker. Der von Norden her sich vorschiebende russische Einfluß zwang England seinerseits vorzugehen, aber es beschränkte sich zum Schluß auf eine freiwillige regelmäßige Subsidienzahlung seitens der indischen Regierung an den Emir, welcher dadurch gewissermaßen der

letzteren verpflichtet werden sollte — jedenfalls bei dem Unabhängigkeitssinn der Afghanen eine ziemlich unsichere politische Handhabe.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist Afghanistan durch stellenweise ausgedehnten Ackerbau und intensive Viehzucht ausgezeichnet, welche neben Nahrungsgetreide die meisten subtropischen Produkte, ferner Milchvieh, Schafe und Kamele hervorbringen. — Der Karawanenhandel ist bedeutend; er erstreckt sich bis ins Innere Persiens und nördlich nach Buchara und Chiwa sowie ostwärts nach Hindostan hinein, und wirft insbesondere von dem umfangreichen Transithandel beträchtliche Summen für Afghanistan ab.

Von Indien gänzlich unzugänglich und durch geschickte, fast unbemerkt geschehene russische Invasion den Engländern auch politisch verschlossen ist das Pamir-Gebiet. Zwar hat die anglo-indische Regierung durch mehrere überaus beschwerliche Feldzüge, besonders durch die Tschitral-Expedition 1895, ihre Nordwestgrenze so weit als möglich vorzuschieben gesucht, aber das Ergebnis war im Verhältnis zu den Anstrengungen kein befriedigendes. So ist noch jetzt jene Nordwestecke des Indischen Reiches ein Punkt, der den Engländern viel Sorge bereitet. Gewinne sind aus dem ertraglosen

Hochgebirge unter keinen Umständen zu erwarten, dagegen bei jedem weiteren Versuch eines Vorgehens oder der Einführung geregelter Verwaltung hohe Kosten und zweifelhafter Erfolg.

Zwei Staaten im Himalaya, Bhutan und Nepal, von denen der erstere unter indirekter britischer Kontrolle steht, der andere nominell noch unabhängig ist und nur einen britischen Residenten als „Vertreter des befreundeten Großbritannien" in seiner Hauptstadt duldet, sind faktisch als dem Indischen Reiche zugehörig zu betrachten. Nepal, die Heimat der tapferen, kriegsgeübten Gorkhas, unterhält einen nicht unbedeutenden Handel mit dem angrenzenden Hindostan, während Bhutan, ein ursprünglich tibetanisch-buddhistischer Staat, erst in neuerer Zeit der Kultur eröffnet wird.

Jenseits des Himalaya trafen die englischen Expansionsbestrebungen auf die nominelle Grenze des Chinesischen Reiches. Aber das schon seit langem sehr gelockerte Abhängigkeitsverhältnis Tibets zu seinem Suzerän, der chinesischen Regierung, sowie zweckentsprechend aufgebauschte Überfälle der Tibetaner auf britisch-indische Karawanen boten Vorwände genug, um zu intervenieren. Immerhin wurden mit Rücksicht auf die Schwierig-

keit und Kostspieligkeit militärischer Expeditionen soweit als möglich diplomatische Verhandlungen mit dem Dalai-Lama in Lhassa, dem religiös-politischen Herrscher Tibets, sowohl als dem chinesischen Ministerium des Äußeren in Peking vorgezogen.

Dennoch sah sich die anglo-indische Regierung im Januar 1904 durch ein unerwartetes Ereignis gezwungen, eine diplomatisch-militärische Mission unter starker Bedeckung ins Innere Tibets zu senden mit der Weisung, die britische Autorität unter allen Umständen zur Geltung zu bringen. Es lag nämlich die Gefahr vor, daß der russische Burjäte Dorjieff, ein Lama, d. h. ein religiöser Würdenträger, welcher sich in Lhassa befand und offen einen Anschluß Tibets an Rußland und seine Abkehr von China und von dem britischen Einfluß vorbereitete, England einen schlimmen Streich spielen könnte. Denn einen derartigen Machtzuwachs des russischen Bären in Innerasien durfte Britannien niemals zugeben, also war schnelles, rücksichtsloses Handeln angebracht. An Energie im nötigen Moment hat es England selten gefehlt.

Oberst Younghusband, der Leiter der Expedition, erreichte vollkommen seinen Zweck. In einem

Friedens- und Freundschaftsvertrage verpflichtete sich der Dalai-Lama zu Grenzregulierungen, zur Zahlung einer Entschädigung und zur Erleichterung des bisher beschränkten Handelsverkehrs mit Indien. Der wichtigste Punkt des Vertrages aber war das Zugeständnis, daß niemals tibetanisches Territorium an eine fremde Macht ausgeliefert oder technische Arbeiten in Tibet unter fremder Aufsicht ausgeführt werden sollten ohne vorherige Erlaubnis der anglo-indischen Regierung. Damit war England wenigstens formell gesichert und hatte den vorherrschenden Einfluß in Tibet erworben. Durch weitere Abmachungen mit Rußland und der chinesischen Regierung befestigte es den letzteren. Infolge der politischen Umwälzungen in China änderte sich auch manches in seinen Beziehungen zu Tibet. Eine 1913/14 in Simla abgehaltene Konferenz zwischen chinesischen, tibetanischen und britischen Delegierten wird wohl die englischen Bestrebungen kaum vorwärts gebracht haben.

Bodenkultur gibt es in dem über zwei Millionen Quadratkilometer großen, nur von schätzungsweise zwei Millionen Einwohnern bevölkerten, fast durchweg in über tausend bis fünfzehnhundert Meter Meereshöhe gelegenen Tibet so gut wie gar nicht;

die Eingeborenen mongolischer Rasse ernähren sich von Viehzucht, und auch der Handel, welcher durch absichtliche religiöse Abschließung gegen die Nachbarländer unterbunden wird, beschränkt sich auf das kleinste Maß. Auch hier bietet sich den Engländern ein undankbares, wenn auch politisch unter Umständen wichtiges Feld für eine Expansion.

Anders im Osten. Hier erwarb Großbritannien schon vor langer Zeit zwei fruchtbare, ertragreiche Gebiete, Assam und Birma, und gliederte sie als wertvolle neue Provinzen seinem Indischen Reiche an. Bereits im Jahre 1826 ließen sich die Engländer nach militärischer Hilfeleistung gegen einen Einfall der Birmanen Assam von dem eingeborenen Herrscher abtreten; Birma wurde erst nach mehreren blutigen Feldzügen (1824—26, 1852—54 und 1885) im Jahre 1886 britischer Besitz.

Neuere und weiter vorwärts zielende Eroberungspläne Großbritanniens richteten sich von Assam aus nach dem tibetanisch-südchinesischen Grenzgebiet und von Oberbirma aus nach Nordosten, gegen die chinesische Südprovinz Jünnan.

Die vor einigen Jahren als Strafexpedition gegen die Abor-Stämme unternommene militärische Aktion verfolgte den ersteren Zweck und endete

mit einem entsprechenden territorialen Zuwachs. — Wirtschaftlich ist jedoch in jener Gegend so wenig zu erwarten, und auch strategisch ist eine dortige Ausdehnung britischer Herrschaft so bedeutungslos, daß von weiteren Operationen zunächst Abstand genommen wurde.

Sehr viel wichtiger und sogar in internationaler Hinsicht bemerkenswert ist das langsam, aber ununterbrochen fortgesetzte Vordringen britischen Einflusses von Oberbirma aus. Ist doch hier nicht nur die chinesische, sondern auch die Grenze des französischen Indochinas zu berücksichtigen. Beide Kolonialmächte, England sowohl wie Frankreich, haben das gleiche Bestreben, eine Ausbreitung nach Südchina hinein. Und wenn nicht die klug voraussehende Weltpolitik Großbritanniens längst dafür gesorgt hätte, Frankreich in Europa an sich zu fesseln, so könnten an dieser Stelle, ebenso wie an vielen anderen Kolonialgrenzen beider Mächte in Asien und Afrika, Gründe zu schlimmen Verwicklungen aller Art entstehen! Aber England ist seines Vasallen Frankreich sicher, und nur der individuelle Ehrgeiz mancher französischen Kolonialbeamten und Militärs hat zeitweise, nach dem Muster des unglücklichen Oberst Marchand, auch im Innern Hinterindiens dortige Hoheitsfragen

bedenklich zugespitzt. Das europäische Publikum hat nichts davon erfahren, und die Fragen selbst wurden durch einen freundschaftlichen Meinungsaustausch zwischen den Kabinetten von London und Paris im Handumdrehen erledigt — selbstverständlich der britischen „Meinung" gemäß.

Den Beginn der Berührung mit Südchina bezeichnete ein Vertrag zwischen England und der chinesischen Regierung im Jahre 1896 mit einer infolge Abtretung eines Grenzgebietes seitens Chinas an Frankreich nötig gewordenen Ergänzung von 1897. Bei der darauf folgenden Festlegung der anglo-indisch-chinesischen Grenze gelangte England in den Besitz eines großen Teiles der bisher nahezu unabhängigen Schan-Staaten. Diese von einer fleißigen, als Ackerbauer und Viehzüchter leistungsfähigen Bevölkerung bewohnten, an Bodenprodukten ergiebigen Gebiete werden gegenwärtig allmählich aufgeschlossen. Sie versprechen in baldiger Zukunft wertvolle Erträge. Allerdings ist die Bevölkerungsdichte des Landes noch sehr gering, so daß eine intensivere Kultur wohl erst nach einigen Generationen entstehen wird.

Nach bewährter Erfahrung sucht England in Oberbirma durch den Bau von Eisenbahnen seinen

Einfluß weiter auszubreiten. Die beiden von Mandalay aus bis in den äußersten Norden nach Myitkyina, dicht an der Grenze, einerseits sowie ins Innere der Schan-Staaten andererseits reichenden Schienenstränge haben den offenbaren Zweck, zunächst den Transithandel von Südchina nach Vorderindien an sich zu ziehen. Dadurch sollen sie auch über die chinesische Grenze hinaus britische Handelsinteressen begründen — deren etwaige Schädigung alsdann den stets benutzten Vorwand für eine gewaltsame Intervention geben kann.

Wie Britannien — und auch Frankreich — endlich als unwillkommener Dritter Japan — bereits seit Jahren in Südchina arbeiten, das ersieht jeder Kenner der Verhältnisse aus den immer wieder von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Berichten von Aufständen der dortigen Provinzen, insbesondere Jünnans, gegen die Zentralregierung in Peking. Öfters ist von Unabhängigkeitsbestrebungen in Südchina die Rede, und die chinesische Regierung hat nicht geringe Schwierigkeiten, dieser Bewegung Herr zu werden. Sie weiß wohl, daß britische Intrigen, Agenten und Gold und dazu Waffenlieferungen den Revolten zugrunde liegen. Sie ist aber allein zu schwach, um irgend etwas gegen die Wurzeln des Übels tun

zu können. So begnügt sie sich mit kleinen Mitteln und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft — die aber für China von selbst gewiß nicht kommt.

Im mittleren Hinterindien hat sich England durch geschickte Verträge einen überaus wertvollen Zuwachs gesichert, der ihm — das Gleichbleiben der politischen Weltlage vorausgesetzt — in nicht zu ferner Zukunft von selbst in den Schoß fallen wird: die Westhälfte des heute noch unabhängigen Königreiches Siam. Die Osthälfte dieses hochkultivierten reichen Landes ist vertragsgemäß Frankreich verschrieben, mit dem Großbritannien sich in dem bekannten Vertrage von 1904 über eine Grenzlinie der beiderseitigen Interessensphären verständigt hat. Diese Grenze wird durch den Menam-Strom gebildet.

Bereits 1904 mußte Siam die Gebiete von Luang Prábang, Malupréy und Bársak an Frankreich ausliefern. 1907 folgte die Abtretung der siamesischen Provinzen Battámbang, Siem Riep und Sisofon an das französische Indochina, wogegen einige kleine Gebietsteile an Siam zurückfielen. Das verlorene Areal betrug über 7000 englische Quadratmeilen. England erhielt seiner-

seits im Jahre 1909 von Siam die drei Tributärstaaten Kelántan, Tringgánu und Kédah im südlichen Hinterindien ausgeliefert, deren Oberfläche insgesamt 15 000 Quadratmeilen und deren Bevölkerung etwa 600 000 Köpfe erreicht — wahrlich kein schlechtes Ergebnis freundschaftlicher Verträge!

Landwirtschaft, Viehzucht, auch Gewerbe und Industrie blühen in Siam. Auch die Produkte seiner ausgedehnten Wälder, besonders das wertvolle Teakholz, bieten den fremden, auch deutschen Exporteuren eine Quelle hoher Gewinne. Die meisten industriellen und sonstigen technischen Unternehmungen sind in Händen von Engländern oder Franzosen. Die friedliebende Regierung des schwachen buddhistischen Völkchens ist nicht imstande, sich irgendwie gegen die unvermeidliche Absorption durch die beiden großen Nachbarn zu wehren.

Die seit 1909 fast gänzlich britische Halbinsel Malakka ist der entfernteste Ausläufer des Anglo-Indischen Reiches, und sie gehört politisch und administrativ seit 1867 nicht mehr zu diesem, sondern zu den unmittelbaren britischen Kolonien bzw. Protektoraten. Dessenungeachtet steht sie mit Vorderindien strategisch und kommerziell in so nahen Beziehungen, daß sie nicht vergessen werden darf.

Die Straits Settlements, welche Singapore, Penang mit der Provinz Wellesley und den Dindings sowie Malakka umfassen, sind der ältere, und die Federated Malay States, das sind die unter britischem Protektorat stehenden Staaten Pérak, Selángor, Négri Sembîlan, Páhang, sind der jüngere Teil des englischen Besitzes, wozu als jüngste Protektorate noch die drei genannten, kürzlich von Siam erworbenen Staaten treten.

Der großen kommerziellen Bedeutung Singapores wurde bereits an anderer Stelle gedacht. Die Produktion der Malaiischen Halbinsel ist ihrem Charakter als zum Teil hochkultivierter tropischer Kolonie, zum Teil dichtem Urwald entsprechend sehr vielgestaltig und gewinnbringend. Der wichtigste Exportartikel ist bemerkenswerterweise Zinn, alsdann folgen aber Kautschuk, Harze, Kokosprodukte, Gewürze, Tapioka und Sago. Die zur Feld- und Minenarbeit wenig geeignete malaiische Bevölkerung wird in den Großbetrieben durch eingewanderte Südinder (Klings) und durch Südchinesen ersetzt. Der wirtschaftliche Aufschwung der ganzen Kolonie im letzten Jahrzehnt ist wahrhaft erstaunlich und erinnert an amerikanische Verhältnisse. Allerdings trägt dazu ein wichtiges, intelligentes und leistungsfähiges Bevölkerungselement

viel bei: die als Kaufleute und Unternehmer, Gewerbetreibende und Arbeiter überall tätigen Chinesen. So wenig sie in ihrem primitiv regierten Heimatlande vorwärtskommen, so glänzende wirtschaftliche Erfolge erzielen sie unter britischer Verwaltung. Durch enges Zusammenhalten und Aufrechterhaltung auswärtiger Beziehungen wissen sie sich stets noch einen gewissen Grad von wirtschaftlicher Unabhängigkeit zu bewahren.



Weltmachtdämmerung?



Ein Weltreich, wie es in der Geschichte der Menschheit einzig dasteht, hat Wagemut, Zähigkeit, Habsucht und Glück eines kleinen Inselvolkes unter Großbritanniens Zepter aufgebaut. Es ist größer an Areal, an Kopfzahl seiner Untertanen, an Wert seiner Besitzungen und seiner Produktion als irgendein anderes Staatengebilde es jemals war. Ungleich manchem kurzlebigen Riesenreiche kühner Eroberer ist seine Sicherung durch die größte, allgegenwärtige und schlagbereite Kriegsflotte und durch ein den Erdball umspannendes Netz von befestigten Stützpunkten und Telegraphenstationen so lückenlos vollkommen, daß es auf Jahrhunderte hinaus gegen jeden feindlichen Angriff gefeit erscheint.

So scheint es — und dennoch, die Eisernen Jahre 1914, 1915 und 1916 haben auch das Britische Weltreich tiefer berührt, als es mancher seiner Führer sich selbst gestehen mag. Hoffnungen — auch außerhalb der mit dem Kriege verknüpften Absichten — sind enttäuscht, bisherige Pläne zunichte gemacht, Beziehungen gestört und — was das bedenklichste ist — Autorität und Prestige sind untergraben worden.

Aber der Brite verzagt niemals, solange ihm noch Machtmittel zu Gebote stehen — seine Vorfahren haben noch schlimmere Zeiten erlebt und überstanden — er vertraut auf seine Kraft und sein Glück bis zum letzten Augenblick. Wird das Britische Reich auch diese Krisis überstehen und später mächtiger werden als zuvor? Oder hat es, vielleicht schon im vorigen Jahrzehnt unter König Edward des Siebenten kluger Führung, seinen Höhepunkt erreicht, und geht, unmerklich zunächst, rettungslos abwärts führende Bahn? Ist's Weltmachtdämmerung, die dem Großen Kriege folgt?

Die Zukunft wird Antwort geben auf diese inhaltsschweren Fragen, welche mehr noch als für England selbst für die von ihm mit Vernichtung Bedrohten und die seinem harten Joche Untertänigen eine Entscheidung künftiger Existenz fällt. Noch ist dem menschlichen Auge verhüllt, was die nächsten Jahrzehnte den Völkern der Erde bringen, ob Gutes, ob Böses. Nur über die Gegenwart lassen sich Urteile fällen — wer weiß, wie lange sie gelten?

Kühle, unvoreingenommene Betrachtung zeigt, daß neben den vielfachen Enttäuschungen und Schäden, welche England im Kriege erfahren hat,

auch eine Reihe von Vorteilen, Neuerwerbungen und Fortschritten zu verzeichnen sind — England allein von allen unseren Gegnern hat solche erlangt —, welche ihrerseits Einfluß auf die Gestaltung der politischen Lage haben. Eine methodische, ausführliche Zusammenstellung dieser Änderungen wird am besten eine Beurteilung des Ganzen ermöglichen.

Englands treuester Vasall, Frankreich, hat auf eigenem Boden so schwere Schläge erlebt, an bestem Menschenmaterial und Volksvermögen so unersetzliche Verluste erlitten und so viel an Prestige verloren, daß es seine Stellung als europäische Großmacht und als Kolonialreich in bisheriger Ausdehnung kaum halten kann. Wenige überseeische Besitzungen Frankreichs bringen dem Stammland Reinerträge ein, viele erfordern dauernde Unterstützung, die dieses in solchem Umfange nicht mehr gewähren kann. Britannien wird gern als Käufer unhaltbare Kolonialgebiete erwerben, etwa das für die Seewege nach Indien wichtige Marokko, Kongo und Französischen Sudan zur Vergrößerung des Anglo-Ägyptischen Sudan, Madagaskar im Indischen Ozean, die kleinen Reste in Vorderindien und vor allem das wertvolle Indochina. Aber wie, wenn diese Kolonien, oder nur

deren wichtigste, Indochina, Madagaskar, Marokko, vom feindlichen Sieger besetzt werden? Wo bleibt dann Anglo-Indiens Expansion und Seewegsicherung?

Die Wacht im Mittelmeer kann Frankreich später nicht mehr für England versehen, und die hypnotische Revanche-Idee ist zerronnen. Britanniens Vasall hat ausgespielt; vielleicht sagt er sich allzuspät los von seinem Herrn, der ihm nur Unglück gebracht hat.

Spanien scheint, klüger als andere, nicht nur formell seine neutrale Unabhängigkeit zu bewahren. Es hütet sich vor Albions Lockungen und ist nicht willens sich zu verkaufen. Wenn England nicht Spanien gegenüber korrekt bleibt, könnte einmal die Enklave Gibraltar an Wert verlieren und Spaniens westafrikanische Kolonien nicht mehr britischen Handel bevorzugen.

Portugal ist so gut wie englischer Besitz geworden — gegen den Willen seiner Patrioten, aber diese wurden nicht gefragt. Lissabon, Portugiesisch-Afrika, Goa und Macao, alles kann Britannien brauchen — nur die Frage ist's, ob es ihm verbleibt. Und Portugal selbst wird bald erkennen, daß Friede besser ist als Kriegführung für die Interessen anderer.

Weiter Italien. Sein König und dessen Minister haben einen argen, schon tief bereuten Fehlgriff getan, als sie „für das Wohl ihres Landes" Britanniens Rufen folgten und den Verbündeten von gestern überfielen. Italiens Bündnisfähigkeit, Land- und Seemacht und Finanzlage sind am Rande des Abgrundes angelangt, nur Englands Almosen halten es noch bis zum Kriegsende; und dann? Auf überseeische Träume, die ihm nur Kosten und Menschenverluste einbrachten, muß es wohl zu seinem eigenen Besten künftig verzichten. Hohen Wert hat keine seiner Besitzungen, denn nirgends hat es als Kulturträger Erfolg gehabt. Ob wohl Tripolitaniens früherer Herr, der Osmanen-Sultan, sein Eigentum zurückerwirbt?

Unglücklicher als viele hat das Kriegsgeschick Griechenland behandelt. Trotz aller Anfechtungen länger neutral als andere kleine Staaten, ist es zum Spielball anglo-französischer Gewalt und Intrige geworden. Was auch geschieht, das kann ein Volk nicht vergessen, und mehr als teuflische Geschicklichkeit müßte Albion entwickeln, um dort später eine Stütze für etwaige Levante-Pläne zu finden.

Der nahe Orient ist für britische Aspirationen verloren, englisch-russische Kooperation gegen Kon-

stantinopel ist kläglich gescheitert, und ganz Asien war Zuschauer der Niederlagen am Bosporus und an den Dardanellen. Aufrichtige Freundschaft Deutschlands und Österreichs tritt an die Stelle der intriganten Versicherungen, mit denen Vierverbandsdiplomatie die Türken zu umgarnen suchte. Auch dies war vergebens, französische Sympathien im westlichen Kleinasien und Syrien sind geschwunden; das mit Recht als staatsfeindlich erkannte Armeniertum hat seinen früher so verderblichen Einfluß verloren.

Anglo-Ägyptens Ostgrenze, das ehemalige Ergebnis schwerer Pression gegen Sultan Abdul Hamid, ist durch kühnen, ehrlichen Angriff türkischer Besitz geworden, und des britischen Weltreiches verwundbarster Punkt, der Suez-Kanal, sieht Feinde seiner Flanke sich nähern. Bleibt die Brücke zwischen Asien und Afrika, die Sinai-Halbinsel, den Osmanen, oder findet britische Diplomatenlist Mittel, diese drohende Gefahr abzuwenden? — Das Nilland selbst, entgegen ursprünglicher Erwartung immer noch unverletzt von türkischer Invasionslust, wurde lang gehegtem englischem Wunsche gemäß von Großbritannien zum Protektorat erklärt; was wird sein Schicksal sein? Kann der frühere, sonderbare politische Zustand wiederher-

gestellt werden, oder tritt internationale oder fremde Kontrolle statt dessen ein, oder schließt es sich selbständig mohammedanischen Nachbarstaaten an?

Der Kern von Rußlands Millionenheeren liegt tot auf den Schlachtfeldern Ostpreußens, Galiziens und Polens oder er füllt deutsche und österreichische Gefangenenlager. Wird ein Vordringen in Asien das Zarenreich für die gewaltigen europäischen Verluste entschädigen? Und was sagt England, wenn der russische Bär in Persien sich immer mehr ehemals britischer Interessensphäre nähert? Schon ist für die Dauer der levantisch-persische Überlandweg nach Indien infolge englischer Niederlagen im Irak gesperrt, und alle Träume von einer ägyptisch-indischen Transkontinentalbahn als britischem Eigentum sind vor dem Lichte rauher Wirklichkeit zerstoben.

Eine schwere innere Krise durchlebt das Chinesische Reich an Indiens Grenzen. Amerikanische sowohl als des verbündeten Japaners politische Konkurrenz verhindern jeden britischen Neuerwerb im Osten. Tsingtau wurde auf Britanniens Wunsch von Japans Übermacht erobert, aber England hat vielleicht eher den Schaden als Vorteil davon. Japanische Expansion im fernen Osten, dies

Schreckbild läßt die Briten längst schon das Bündnis mit dem gelben Inselvolk bereuen. Jetzt ist's zu spät. Südchina, Hinterindien und das niederländische Indonesien ziehen Japans Habgier an. Die reiche malaiische Inselwelt ist auch Englands Begehr, nur fehlt es noch an Mitteln und Vorwänden, um das streng neutrale kleine Holland zu vergewaltigen.

Australien und Südafrika, die beiden großen weißen Siedelungskolonien der Alten Welt, bleiben dem Stammland treu. Ihre Hilfskontingente bluten für Englands Ehre auf den Schlachtfeldern Europas und der Levante, ihre Geldmittel stehen zu jederzeitiger Verfügung, und Festigung, nicht Lockerung der Beziehungen zu ihrem König hat der Krieg bewirkt. Sogar die ehemals so britenfeindlichen Buren ziehen freiwillig für ihren heutigen Herrscher gegen teutonische Stammesgenossen, die in Ostafrika bisher noch jedem Angriff trotzten.

Endlich England und Deutschland. — Viel hat uns der Feind, der den Großen Krieg ausschließlich zur Vernichtung unserer überseeischen Konkurrenz organisierte, geraubt, ungeheuren Sachschaden zugefügt; unsere transozeanische Schiffahrt hat er

zur Einstellung gezwungen, unseren Außenhandel unterbunden, in allen dem Vierverband untertänigen Ländern deutsches Eigentum entwertet, deutsche Männer und Frauen deportiert und ihrer Freiheit beraubt; er hat unsere in blühender Entwicklung begriffenen Kolonien genommen, außer der größten, unsere Handelsschiffe beschlagnahmt, wo er sie fand.

Doch auch die andere Seite der noch nicht abgeschlossenen Kriegsbilanz hat manche Änderung erfahren: Hunderttausende toter britischer Kerntruppen, darunter Tausende von Offizieren edlen Aristokratenblutes, bedecken Flanderns und Gallipolis Gefilde. England mußte, um seine Wehrmacht zu ergänzen, aller Tradition zuwider den so verhaßten „Militarismus" selbst adaptieren, um deutschen Militarismus zu vernichten! Und wo ist der Erde größte Handelsflotte, die nach der Säuberung der Meere von deutschen Schiffen die ganze Außenwelt zu monopolisieren dachte? Millionen an Werten und Tonnage liegen unergründlich tief auf dem Boden der Ozeane, versenkt und vernichtet von den unbesiegbaren deutschen Tauchbooten. Nichts in der Menschheit Geschichte kommt dieser Waffe gleich, durch die das sonst noch heute unangreifbare Britannien in Europa zu überwinden ist.

Noch ist das Ringen nicht beendet, noch können große Schläge, Siege vieles ändern. Trotzdem, für Großbritanniens Weltreich ist die letzte Schicksalsstunde noch nicht da, nur mehr und vielgestaltiger wird die Gefahr, die es bedroht, und immer schwieriger die Möglichkeit, sich weiter auszudehnen.

Der deutsche Kolonialbesitz und Handel verschwindet nicht. Gewiß wird Englands Diplomatenkunst ihr Möglichstes versuchen, Deutschland von britisch-kolonialen Territorien nichts, von Kolonien der Verbündeten wertlose, strategisch und kommerziell entbehrliche Gebiete abzutreten, vielleicht auch gar für politisch nutzbare Teile deutschen Besitzes, wie Deutsch-Süd-West, Tauschangebote vorzubringen. Die Ziele Großbritanniens sind bekannt, drum ist es nicht so schwer, sie zu durchkreuzen.

Wenn englandfeindliche Großmächte an den Zufahrtsstraßen nach Indien zur See befestigte Stationen und Küstenkolonien besitzen, wenn sie durch transkontinentale Eisenbahnen frei von jeder britischen Kontrolle Indien erreichen, dann — aber erst dann bricht über Großbritannien Weltmachtdämmerung herein!

Doch abgesehen von weltumspannender Großmachtpolitik, was wird aus Indiens, aus Ägyptens

Volk? Kann auch in späterer Zukunft Englands allzu hartherzig-habsüchtige Verwaltung, kann seine wirtschaftlich dem Land so verderbliche Aussaugung sich immer weiter fortsetzen?

Ägypten ist in ungleich günstigerer Lage als das bereits Jahrhunderte von England beherrschte Indische Reich. Unter umsichtiger, wenn auch strenger Verwaltung ist Ägypten reich geworden, später hat es an Vermögen wieder eingebüßt, aber trotzdem ist auch gegenwärtig die wirtschaftliche Lage seiner Bevölkerung nicht schlecht. Sobald nach Beendigung des Krieges normale Verhältnisse wiederkehren, ist Ägypten voraussichtlich eines der ersten Länder, die sich erholen, und Eingeborene ebenso wie Eingewanderte nehmen an dem Wiederaufschwung teil.

Wie aber steht es politisch da? Ganz abgesehen von der großen Auslandspolitik, ist der Staat Ägypten gegenwärtig imstande, ohne Kontrolle oder Einmischung fremder Kulturmächte sich selbst zu regieren? Von der nationalistischen Partei Ägyptens wird diese Frage unbedingt bejaht, von allen Engländern ebenso überzeugt verneint.

Es ist nicht leicht, hier zu entscheiden. Das Beispiel der Türkei kann nicht allein den Ausschlag geben, denn niemals ist die letztere so wie Ägyp-

ten unter fremder Vormundschaft gewesen, im Gegenteil, die osmanische Regierung hat mit ungewöhnlichem staatsmännischen Geschick, unter dem alten sowohl als dem neuen Regime, einer raffinierten Diplomatie und Konkurrenz größtenteils übelgesinnter fremder Großmächte Widerstand geleistet.

Der eingeborene Ägypter von heute hat keinerlei Erfahrung in innerer oder äußerer Politik, und England hat ihm absichtlich die geringstmögliche Gelegenheit gegeben, sich zu unterrichten. Zu viel fehlt noch den ägyptischen Patrioten, als daß ein so gefährliches Experiment wie völlig isolierte Selbstregierung dem Nilland zu wünschen wäre. Aber die Zeiten der despotischen Fremdherrschaft und Unterdrückung jeder freiheitlichen Regung sollten überwunden sein, und nichts rechtfertigt die britische Besitzergreifung, die das Verderben des reichen Landes besiegeln würde, wenn sie aufrechterhalten bliebe.

Selbstregierung mit freundschaftlicher Hilfe fremder Kulturmächte, Selbsterziehung zur politischen Unabhängigkeit, zunächst jedoch freiwillige Anlehnung an Nachbarstaaten, das kann für Ägyptens nationale Entwicklung ein bald zu verwirklichender Schritt vorwärts sein.

Anders steht Indiens zu lange unter britischer Herrschaft schmachtende Millionenbevölkerung da. Ihre Riesenkopfzahl selbst bedingt politische Schwäche, die noch durch mangelnden Zusammenhalt, Verschiedenheit der Rassen, Religionen, Sprachen, endlich durch das politisch verderblichste aller Sozialtraditionen, das Kastenwesen, verschlimmert wird. Leicht war es für Englands Verwaltung, durch Erhaltung dieses primitiven Zustandes und dazu noch wirtschaftliche Unterdrückung die indolenten Eingeborenen zu gefügigen Werkzeugen ihrer Zwecke zu machen.

Wenig bleibt da übrig. Die Swadeschi-Bewegung mit all dem feurigen, ja fanatischen Enthusiasmus einiger von Schöpfergeist beseelten Jung-Inder, und mit der ausgedehnten heimlichen und öffentlichen Unterstützung, die sie bei der Masse des Volkes, bei wohlhabenden und sogar regierenden einheimischen Fürsten findet, wird sie imstande sein, — mit oder gegen England — ihr Ziel der Selbstverwaltung zu erreichen, oder wenigstens sich ihm zu nähern?

Mit England hat sie zweifellos nichts zu erhoffen. Der Begriff Swadeschi widerspricht so absolut all dem, was Großbritannien in Indien wollte und will, daß es niemals auch nur die kleinste

Konzession in dieser Richtung machen kann. Wenn es sie — scheinbar — zugäbe, so wäre es nur in absichtlich unwirksamer Form.

Gegen England, das würde Emanzipation, also Krieg und Revolution bedeuten. Dazu ist Indiens heutige Bevölkerung wohl kaum imstande. Kleine lokale Revolten, von den Briten stets prompt unterdrückt, sind nutzlos. Nur eine einzige Hoffnung gibt es für den Nationalismus: einen erfolgreichen Angriff auf das Britische Weltreich und sein Machtzentrum Indien durch eine überlegene Großmacht. Das weiß England wohl, und um solche Gefahr im Keime zu ersticken, führt es den Großen Krieg.

Aber auch dieser Krieg mit seinen Niederlagen wird die Britenherrschaft in Indien selbst kaum tiefer beeinflussen. Ein Weltreich wie dieses wird nicht in zwei oder drei Jahren vernichtet, und Indiens Volk muß noch manches künftige Jahr seinem jetzigen Herrn gehorsam bleiben. Einmal mag dann die Zeit herankommen, da Englands Macht und Glück schwindet und indischer Nationalismus sich seinen Zielen nähert. Aber wohl weiter noch als Jung-Ägypten sind die Inder von der Möglichkeit eigener Selbstverwaltung ohne Unterstützung von außen entfernt. Nicht fremder Kon-

trolle oder Beherrschung, wohl aber freundlicher Anleitung bedürfen sie, um in späterer Zukunft alsdann sich unumschränkter Freiheit und weitgehender Selbständigkeit zu erfreuen.

Doch was gehen diese indischen Probleme Deutschland an? Es kann doch dem Deutschen gleichgültig sein, was dort fern in Südasien vorgeht? Und das Deutsche Reich könnte friedlich und freundschaftlich neben dem britischen Kolonialreich bestehen? — Nein, das kann es nicht, denn die natürliche Entwicklung deutschen Überseehandels muß in einer berechenbaren Anzahl von Jahren den englischen Handel überflügeln, das wäre das Ende britischer Vorherrschaft. England hat dies erkannt, und es hat jetzt und später vor allem anderen das Ziel im Auge, Deutschland als Welthandelsmacht zu vernichten. Diese Idee ist dem britischen Volke gegenwärtig tiefer eingewurzelt als die Revanche bei den Franzosen, und wie letztere, wird sie nicht eher verschwinden, und wenn es Jahrzehnte dauert, bis völlige, endgültige Niederlage durch deutsche Hand sie unmöglich macht.

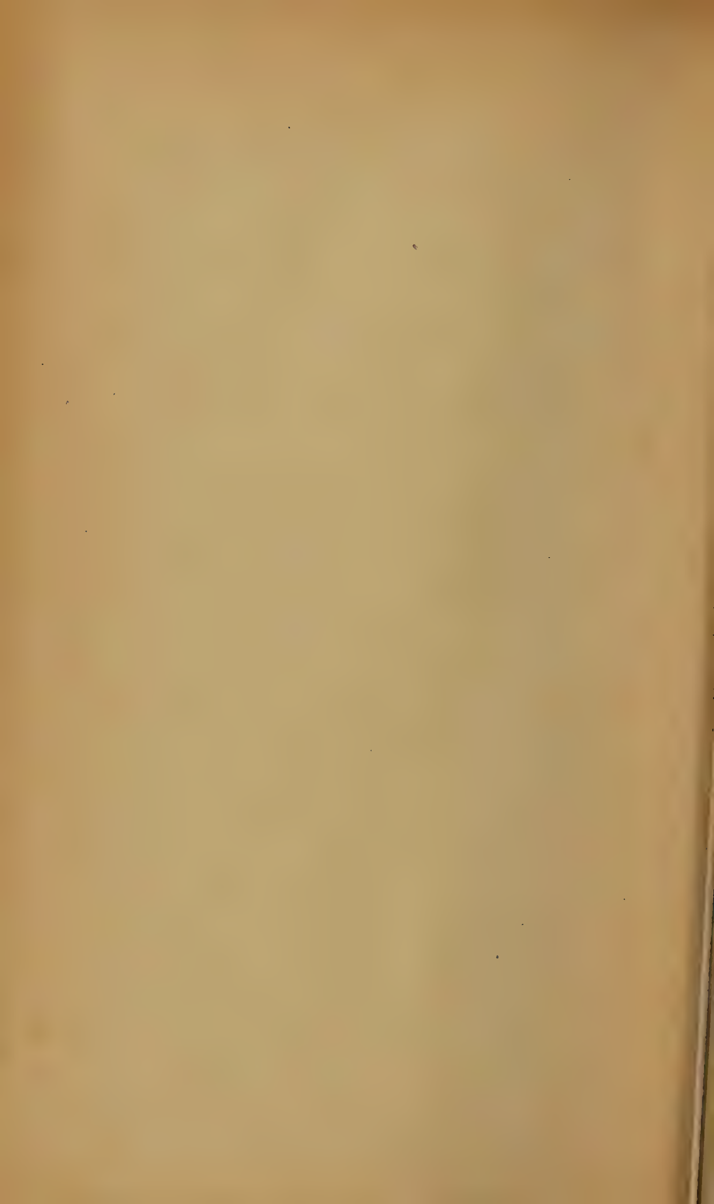
Jeder Versuch einer Verständigung mit England über Kriegsflottenstärke und Kolonialpolitik, über

Welthandel und transozeanische Schiffahrt ist fruchtlos, denn derartige Abmachungen würden nicht eingehalten werden, und sie könnten die natürliche Entwicklung — unseren Aufschwung — zwar verlangsamen, nicht aber hemmen.

Im Innern nur auf sich selbst vertrauend, doch in engem Bunde mit wahrhaft befreundeten, interessenverwandten Staaten muß das Deutsche Reich Heer und Kriegsflotte, Welthandel und Kolonialbesitz zu solcher Höhe entwickeln und mit allen Mitteln der Diplomatie und Technik sichern, daß jeder Versuch feindlichen Angriffs scheitert. Die deutsche Auslandspolitik muß endlich das werden, was ihr mit naiv bewußter Unwahrheit von Feinden vorgeworfen wird: mutig und furchtlos vorwärtsstrebend, nicht nur wie bisher auf bewaffnete Defensive beschränkt.

Wir können viel von britischer Weltpolitik lernen. Nicht die niedere Skrupellosigkeit ihrer Diplomatie und Kolonialverwaltung, nicht die egoistisch-plutokratische Habsucht und Heuchelei, aber manche Charakterzüge edelster Geschlechter, denen Großbritannien seine Weltmachtstellung zu verdanken hat: Wagemut und Unternehmungsgeist, Initiative, Zähigkeit, ein weit über Europa hinaus die Welt umfassender Blick.

Wie deutsches Wirtschaftsleben, so möge deutsche Auslandspolitik auf solchen Eigenschaften sich aufbauen. Ein freiheitlich völkerfreundlicher, nicht despotischer Imperialismus sei der Grundsatz des „Größeren Deutschland" in Europa und über See, wenn einmal die Säulen britischer Weltmacht stürzen!



Zeittafel

1498	Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco da Gama.
1517	Die Türken erobern Ägypten.
1581	Die englische „Turkey and Levant Company" sucht den indischen Handel auf dem Landweg wieder zu beleben.
1588	Vernichtung der gegen England gesandten spanischen Armada.
1591	Englischer Versuch, sich auf Sumatra festzusetzen.
1600	Gründung der britischen „East India Company".
1653	Gründung von Madras.
1672	Letzte Erfolge der Holländer gegen Engländer und Franzosen in den indischen Gewässern.
1673	St. Helena von der East India Company besetzt.
1689	Gründung von Calcutta.
1704	Gibraltar von den Engländern besetzt.
1713	Gibraltar bleibt im Frieden von Utrecht englisch.
1745—51	Erfolge der Franzosen unter Dupleix in Indien gegen die Engländer

1757	Lord Clive verschafft England durch den Sieg bei Plassey das Übergewicht in Indien.
1763	Im Frieden von Paris wird Frankreich in Indien auf wenige Plätze beschränkt.
1783	Im Frieden von Versailles muß England die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen.
1788	Die englische Kolonie Neusüdwales auf Australien gegründet.
1795	England nimmt Ceylon in Besitz.
1798/99	Bonaparte in Ägypten.
1800	England erobert Malta.
1806	England erobert endgültig die holländische Kapkolonie.
1811	Mehemed Ali, türkischer Statthalter, seit 1840 erblicher Vizekönig (Khedive) von Ägypten.
1819	Singapore von den Engländern besetzt.
1824—26	Erster Feldzug gegen Birma.
1839	Aden besetzt.
1839	Erster Feldzug in Belutschistan.
1839—42	Feldzüge in Afghanistan.
1840—42	Opiumkrieg gegen China; England erwirbt Hongkong.
1845—49	Krieg gegen die Sikhs.
1852—54	Zweiter Feldzug gegen Birma.

Zeittafel

1857—58	Der große Sepoy-Aufstand in Indien
1858	Die Verwaltung Indiens geht von der East India Company auf die Krone über.
1858	Beginn des Suez-Kanal-Baues durch den Franzosen Lesseps.
1863	England tritt die Jonischen Inseln an Griechenland ab.
1869	Eröffnung des Suez-Kanals.
1875	England kauft dem Khediven Ismael seine Suez-Kanal-Aktien ab.
1876	Belutschistan wird zum englischen Protektorat erklärt.
1877	Königin Victoria nimmt den Titel „Kaiserin von Indien" an.
1878	England erwirbt Cypern.
1878—80	Kriege gegen Afghanistan und die Bergvölker Nordwestindiens.
1882	Besetzung Ägyptens durch die Engländer.
1883—1906	Lord Cromer, englischer Generalkonsul und Ministerresident in Ägypten.
1883—85	Der Mahdi auf der Höhe seiner Macht.
1885	Dritter und letzter Feldzug in Birma.
1886	Birma wird britischer Besitz.
1889	Beginn des Baues der Anatolischen und Bagdad-Bahn.
1892	Abbas II. Hilmi wird Khedive von Ägypten.

1895	Tschitral-Expedition an der indischen Nordwestgrenze.
1896—99	Eroberung des Sudans durch Kitchener.
1898	Sieg Kitcheners bei Omdurman über die Mahdisten.
1898	Kitchener zwingt Oberst Marchand zum Abzug von Faschoda.
1899—1905	Lord Curzon Vizekönig von Indien.
1901—04	Ergebnislose englische Feldzüge gegen den „tollen" Mullah.
1902	Fertigstellung des Nil-Staudammes von Assuan.
1904	Expedition des Obersten Younghousband nach Tibet.
1904	Englisch-französisches Einvernehmen über Ägypten, Marokko und Siam.
1905—10	Earl of Minto Vizekönig von Indien.
1906	Akaba-Konflikt zwischen England und der Türkei.
	Zwischenfall von Denschawai in Ägypten.
1907—11	Sir Eldon Gorst englischer Generalkonsul in Ägypten.
1907	Englisch-russische Verständigung über Persien, Afghanistan und Tibet.
1908	Ermordung des ägyptischen Ministerpräsidenten Butros Gali.



RUSSISCHES-REICH
EUROPA
ASIEN
AFRIKA
ATLANTISCHER OZEAN
INDISCHER OZEAN
AUSTRALIEN
Riga
N. Nowgorod
Kasan
Perm
Jekaterinburg
Tomsk
Krasnojarsk
Ajan
Moskau
Pensa
Ufa
Petropawlowsk
Omsk
Tula
Samara
Orenburg
Büsk
Jrkutsk
Baikal S.
Tschita
Amur
Nikolajewsk
Sachalin
Berlin
Warschau
Wilna
London
Dublin
DEUTSCHES REICH
Charkow
Saratow
Semipalatinsk
Maimaitschin
Kjachta
Mandschurya
Chabarowka
Kijew
Paris
Wien
FRANKR.
Rostow
Astrachan
Urga
Zizikar
Charbin
ÖSTER. UNGARN
Odessa
Bukarest
Balkasch S.
Mongolei
Uizun
Wladiwostok
Nach New York
Bordeaux
Triest
Genua
Belgrad
Sewastopol
Aral S.
Perowski
Kirin
Mukden
Marseille
Konstantinopel
Kaspisches M.
Taschkent
Karaschar
Kalgan
Madrid
Rom
Batum
Baku
Chiwa
Buchara
Andischan
CHINESISCHES REICH
Peking
Port Arthur
Awomori
Azoren
Lissabon
Smyrna
TÜRK. R.
Tabris
Samarkand
Kaschgar
Sutschou
Tientsin
Korea
Athen
Mosul
Merw
Choran
Wai-hai-wei
Söul
Tokio
Gibraltar
Tunis
Malta
Cypern
Aleppo
PERSIEN
Teheran
Kabul
Lan-tschou
Tsingtau
nach Vancouver
Madeira
Tripolis
Alexandria
Bagdad
AFGHAN.
Kaschmir
Tibet
Nagasaki
Osaka
nach Honolulu
MAROKKO
ALGERIEN
Basra
Kirman
Himalaja
Lhassa
Tschungking
Schanghai
JAPANISCHES R.
Canarische Jn.
TRIPOLIS
Sollum
Kairo
Suez
Akaba
Koweit
Abuschehr
Quetta
Delhi
NEPAL
Han kou
Hang-tschou
Bonin Jn.
ÄGYPTEN
J. Bahrein
Djask
Kelat
INDISCHES REICH
Bengalen
Futschou
Rio de Oro
Assuan
Medina
Arabien
Gwadar
Karachi
Chandarnagar
Bhamo
Kanton
Formosa
Vulkan Jn.
Marcus Jn.
Mekka
Dschedda
Oman
Baroda
Kalkutta
Hanoi
Macao
Hong-Kong
Diu
Mandalay
Hai nan
Luzon
Maria-nen
St. Vincent
Timbuktu
Wadschanga
Kurian Mur I.
Bombay
Rangun
SIAM
Hue
Philippinen
Seipan
C. Verde
Senegamb.
Khartum
Massaua
Kamaran
Hyderabad
Yanaon
Manila
Dakar
Bathurst
Sokoto
Aden
Perim
Goa
Madras
Bangkok
Guam
Kuka
Obok
Sokotra
Lakkadiven
Mysore
Pondichery
Karikal
Mahe
Andamanen
Nikobaren
Jap
Faschoda
Abessinien
Trincomali
Colombo
Ceylon
Kandy
Ruck
Freetown
Monrovia
Lagos
Togo
Male-diven
Penang
Mindanao
Palau Jn.
Karolinen
Kamerun
Duala
Obia
Malakka
Singapore
Brunei
Sarawak
Borneo
Fernando Po
Wadelai
Barawa
St. Thome
Brit. Ost-Afrika
Sumatra
Padang
Celebes
Molukken
Franz. Kongo
Belgisch Kongo
Mombasa
Seychellen
Mahe
Tschagos Jn.
N. Guinea
K. Wilhs. Ld.
Bismarck Arch.
Boma
Banana
Deutsch-Ost-Afrika
Sansibar
Makassar
Ascension
Dar es Salam
Mafia Insel
Amiranten
Diego Garcia
Batavia
Java
Dilly
Lindi
Komoren
Christmas I.
Timor
Benguela
Angola
Diego Suarez
OZEAN
Keeling Jn.
Thursday
Louisiade Arch.
Mosambik
Sumbo
Palmerston
St. Helena
Portug.
Madagaskar
Cooktown
Trinidad
Deutsch Süd-W.
Windhuk
Ost-Afr.
Tamatave
Rodriguez
Broome
Townsville
Swakopmund
Walfisch B.
Beira
Mauritius
Tulear
Reunion
Onslow
Winton
BRIT. SÜD-AFRIKA
Lüderitz B.
Johannesburg
Brisbane
Northampton
Oodnadatta
Natal
Capland
East London
Coolgardie
Kapstadt
Fremantle
Kap der guten Hoffnung
Port Elizabeth
Albany
Sydney
Adelaide
Melbourne
Kangaroo I.
nach Auckland
Dampferlinien
oder Strich unter Namen
Britischer Besitz



1909	Abtretung der drei siamesischen Tributärstaaten Kelantan, Tringganu und Kédah an England.
1910	Lord Hardinge Vizekönig von Indien.
	Verlegung der Hauptstadt Indiens von Calcutta nach Delhi.
1911—14	Kitchener englischer Generalkonsul in Ägypten.
1913	Prozeß gegen vierundvierzig angesehene Indier wegen Verschwörung gegen die englische Herrschaft.
1914	Ägypten zum britischen Protektorat erklärt und Hussein Kamel als Sultan eingesetzt.





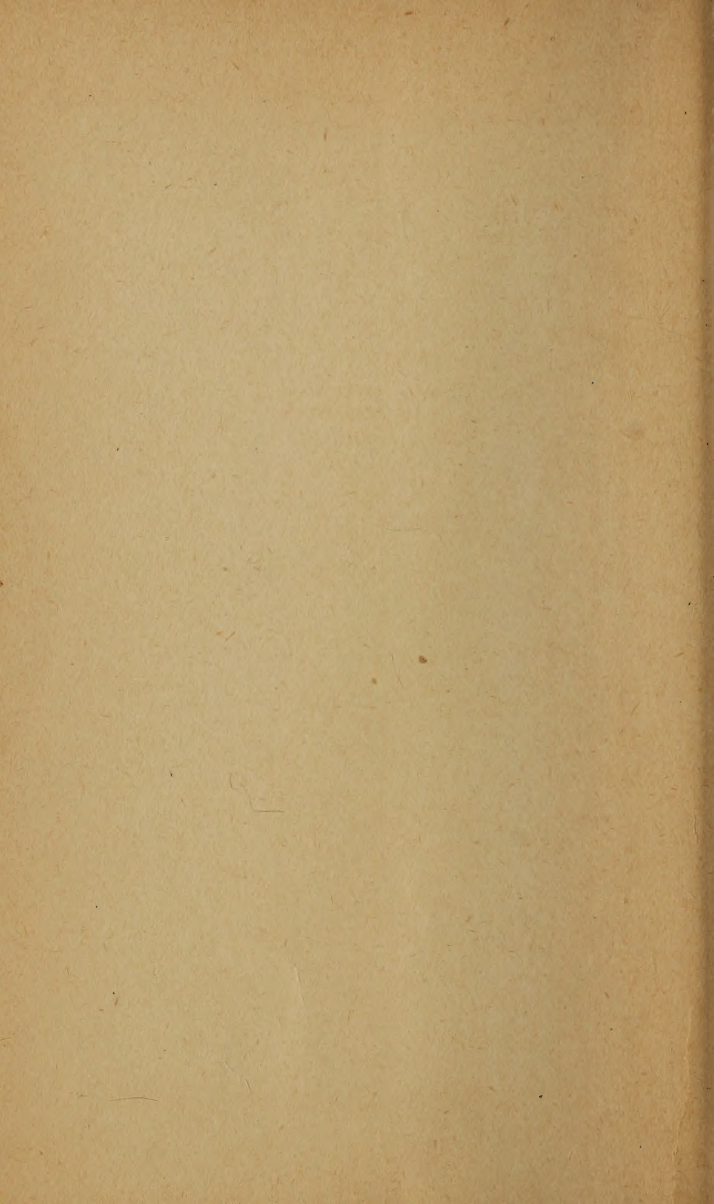


Von demselben Verfasser sind erschienen:

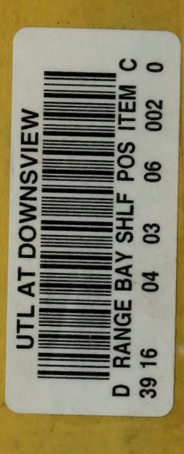


Ullstein & Co
Berlin SW 68








UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 04 03 06 002 0